

So kam ich unter die Deutschen. Ich forderte nicht viel und war gefaßt, noch weniger zu finden. Demütig kam ich, wie der heimatlose blinde Odysseus zum Tore von Athen, wo ihn der Götterhain empfing, und schöne Seelen ihm begegneten —

Wie anders ging es mir!

Barbaren von alters her, durch Fleiß und Wissenschaft und selbst durch Religion barbarischer geworden, sie empfingen jedes göttlichen Gefühls, und jedes göttlichen Glück der heiligen Grazien, in jedem Grad der Ubertrei-

So kam ich unter die Deutschen

weggeworfenen Gefühls — das, mein Dilemma, waren
UND MUSSTE SO OFT WIE MÖGLICH DAS LAND WECHSELN

Es ist ein hartes Wort und dennoch sag ich es, weil es Wahrheit ist: ich kann kein Volk mir denken, das zerrissener wäre wie die Deutschen. Handwerker siehst du, aber keine Menschen, Denker, aber keine Menschen, Priester, aber

AUTOBIOGRAFISCHE NOTIZEN VON PETER THAESLER

So kam ich unter die Deutschen

AUTOBIOGRAFISCHE NOTIZEN VON PETER THAESLER Teil II

Den Titel „So kam ich unter die Deutschen“ übernahm ich von Erich Fried, Gedichte. Fried übernahm ihn von Hölderlin aus dem Gedicht „Hyperion“

Inhalt

- Was tun?
- Im Referendariat für Lehrausbildung, dem „tiefen Tal der Anpassung“
- So kam ich unter die Berufsschullehrer
- Zwei Jahre auf Reisen - Nach Süd- und Mittelamerika
- Die ursprüngliche Akkumulation fand auch in Bolivien statt
- In Nicaragua
- Wieder Anfang als Lehrer
- Wieder Reisen - Diesmal Indien
- Und nochmal auf Reisen - Patagonien und Feuerland
- An der Atlantikküste Feuerlands, ein Wrack aus Hamburg und der Verzicht auf die Wanderung
- Meine Reise in die Antarktis
- Deception Island
- Die Insel, Peter der Große
- Wieder Lehrer
- Nach - Worte

WAS TUN?

Nach dem bestandenen Diplomexamen in Soziologie an der Hamburger Universität im Mai 1972 hing ich erstmal durch. Was sollte ich beruflich machen? Zunächst schwebte mir eine Dozentenstelle mit wissenschaftlichem Hintergrund vor. Aber darauf hatte ich mich an der Hamburger Universität in keiner Weise vorbereitet.

Ich fragte dann an der Universität in Oldenburg an. Dort bekam ich eine Absage. Ich solle erstmal Lehrpraxis und -erfahrung erwerben hieß es.

Aber wo und wie? Ich hatte keine Erfahrung, wie man sich auf eine Dozentenstelle vorbereitet.

Ich nahm also erst einmal Lehraufträge an Hamburger Berufsschulen an. An einer dieser Schulen lehrte ich im Fach Arbeitslehre Sozialgeschichte. Ich betrieb eine Art linker Schulung, unter anderem nach dem Buch von Werner Hoffmann „die Geschichte der Sozialen Bewegungen“.¹

Die Diskussionen im Unterricht gefiel den Schülern:innen, denn Sozialgeschichte als Unterrichtsstoff hatten sie bisher nicht.

Dann erfuhr ich, dass die Hamburger Schulbehörde auch sozialwissenschaftlich Ausgebildete für den Unterricht in allgemeinbildenden Fächern einstellen würde.

Allerdings erst nach Absolvierung des staatlichen Lehrerreferendariats.

Ich begann zu überlegen. Lehrer an Berufsschulen? Unterrichten und nicht Dozieren? Auf welche Menschen würde ich treffen?

Weniger die Schüler:innen waren gemeint, mehr die Kollegen:innen; und dann beim Staat? Bei diesem Staat, der so heftig und richtig von uns 68ern kritisiert wurde?

Aber ich musste auch Geld in die Familie bringen, zumal meine Frau das sog.

Fremdabitur an der Universität in Hamburg machen wollte und dadurch nicht mehr arbeiten konnte.

Also bewarb ich mich für das Referendariat zur Lehrerausbildung in Hamburg und wurde angenommen.

IM REFERENDARIAT FÜR LEHRERAUSBILDUNG - DEM „TIEFEN TAL DER ANPASSUNG“

Das staatliche Referendariat, dauerte achtzehn Monate und bestand aus der pädagogisch, theoretischen Ausbildung im Studienseminar und in praktischen Unterrichtsstunden in meiner mir zugewiesenen Ausbildungsschule.

Gleich zu Beginn der Ausbildung gab es im Hauptseminar an uns zukünftige Lehrer:innen eine deutliche und bedrohliche Warnung von unserem Hauptseminarleiter (dieses ständige „HAUPT“...erinnert doch irgendwie an Amtsbezeichnungen vergangener Zeiten).

Die Worte des Hauptseminarleiters, der dann auch noch mit sächsischem Akzent sprach, sind mir bis heute eingebraunt und unvergesslich. Und - nebenbei - mir als Soziologe noch besonders aussagekräftig.

„Sie befinden sich jetzt hier im Referendariat im tiefen Tal der Anpassung“, sagte er zu uns.

Aha, so ist das! Unklar war Einigen von uns Lehrerschülern:innen, ob der Mann aus eigenem Antrieb so sprach oder aus Weisung von Oben.

¹ Werner Hofmann: Ideengeschichte der sozialen Bewegung, Berlin. 1962

Vielleicht fürchteten diejenigen, die in der Schulbehörde das Sagen hatten einen Ansturm von 68ern oder anderen Linken, die aus politisch Gründen ins Lehramt wollten.

Denn um politischen Einfluss auf zukünftige Arbeiter im Lande zu nehmen, ist es effektiver, die Schüler:innen politisch zu bilden, effektiver als selber in die Betriebe zu gehen, was auch Einige der 68er gemacht haben.

In unserem Hauptseminar waren vielleicht drei bis vier Linke, während die große Masse bereits vollständig angepasst war. Also es war taktisch schon besser, sich erstmal bedeckt zu verhalten.

Verschärfend kam für mich noch hinzu, dass zwei sehr spezielle Anleiterinnen, zwei altgediente Lehrerinnen zu meinen Ausbilderinnen erkoren waren.

Das passte auch vortrefflich: die eine der älteren Damen war ein erklärter Fan des Apartheitsregimes in Südafrika und die andere eine besonders konservative Hanseatin mit edlem Wohnsitz an der Außenalster. So hielt ich mich in der Deckung und war im Allgemeinen wohlgekommen.

Im letzten Drittel meines Referendariates passierte Etwas weltpolitisch Erschütterndes, was uns Linke und alle demokratisch und humanistisch gesinnten Menschen empörte: Nämlich der rechte Militärputsch in Chile und die Ermordung des gewählten Präsidenten Allende.

Mit dem bisherigen „Wohlgekommen sein“ war jetzt Schluss, denn ich war völlig aus meiner Deckung herausgekommen und äußerte deutlich meine Wut und Erschütterung über die Vorgänge in Chile und auch über die phlegmatische Hinnahme dieser Ereignisse durch meine Kolleg:innen.

Ab jetzt also änderte sich mein Status an der Schule. Ich war ab sofort der Extremist, der Linke, der unter Beobachtung zu Stellende, den man am liebsten los werden wollte.

Zuhause in meiner Familie fand ich Trost und Unterstützung und ganz wichtig, im Kollegium fand ich unter den Lehrerinnen insgeheim eine Anleiterin, die mir über die Runden half. Dazu kam auch noch die Lehrerabschlussprüfung mit der Prüfungslehrprobe vor meinen Schülerinnen, einer Klasse der Krankenschwestern-Vorschülerinnen. Zum Thema meiner Prüfungslehrprobe wählte ich die Rassenunruhen in den USA aus, besonders den Terror des Ku-Klux-Klans gegen die Reformbestrebungen der bundesstaatlichen Regierung, die Rassentrennung in Schulen und öffentlichen Verkehrsmitteln aufzuheben.

Ich hatte meine Schülerinnen natürlich auf das Thema vorbereitet, aber ich überforderte sie dennoch.

Als Einstieg zur Motivation für das Thema der Unterrichtsstunde wählte ich einen besonderen Text. Das war eine zum Rassenhass und Terror gegen Schwarze aufstachelnde Verballhornung und Verunglimpfung des religiösen „Vater Unsers“. In der Unterrichtsstunde unter Aufsicht des Schulrates, meiner Anleiterinnen und der Schulleitung schaffte ich mit Hilfe meiner Schülerinnen gerade noch: ein schwaches Genügend.

Was mich besonders empörte, war das anschließende Gerede des Schulrates zu dem verunglimpfenden „Vater unser“ der Rassisten. Er verstieg sich sogar zu der Behauptung, ich hätte mich in meinem Unterricht „gotteslästernd“ ausgedrückt. Wieso ich und nicht die Rassisten?

Ich eilte also nach Hause. „Ich bin eingestellt als Lehrer!“ Wann und wo soll ich anfangen?

Man ließ mich warten. Während andere zukünftige Berufsschullehrer aus meinem Seminar längst die Nachricht von ihrer Einstellung hatten, wurde ich erst drei Tage vor Arbeitsbeginn in die Schulbehörde bestellt.

Ein Oberschulrat sagte zu mir: „Sie sind aus sozialen Gründen eingestellt, werden aber niemals Politik unterrichten, und Sie werden immer anständig angezogen zum Unterricht erscheinen.“

Aha, dachte ich: aus sozialen Gründen, weil ich Familie habe und niemals Politik, naja - Politikthemen kann man in allen Fächern einflechten, sogar in Mathematik: wieviel Prozent der Bevölkerung im Lande leben an der Armutsgrenze u.a.

Während ich auf dem Flur der Schulbehörde auf und ab ging, sprach mich ein Mann mittleren Alters an, vermutlich auch ein Schulrat, eher Typ Manager: „Ach, Herr Thaesler, Sie als Soziologe, gehen Sie doch in die freie Wirtschaft, da haben Sie doch ganz andere Chancen.“

Ich dachte, wieso „Freie Wirtschaft“, der Mann ist verwirrt, denn in einer kapitalistischen Gesellschaft gibt es keine freie Wirtschaft.

Was hätte ich sagen sollen? Ja, dass ich auf keinen Fall Karriere machen wollte, in einem Unternehmen, vielleicht in der Personalabteilung Chef werden und in Konkurrenz zu meinen Mitmenschen treten? Nein, das war nicht meine Sache.

Schließlich bin ich Sozialist. Aber ich verkniff mir das. Rede nur, Du Blödmann, dachte ich. Nun, drei Tage vor Arbeitsbeginn zum kommenden Schulhalbjahr bekam ich den Bescheid: „Nächsten Montag, die Anschrift Gewerbeschule 7, melden um acht Uhr beim Schulleiter Herrn M.“



Kollegium der Gewerbeschule 7, 1983

„SO KAM ICH UNTER DIE DEUTSCHEN “BERUFSSCHULLEHRER “²

² Inspiriert durch „So kam ich unter die Deutschen“ Erich Fried, Gedichte, 1977

Das Beste an meiner neuen Arbeitsstelle, der Berufsschule für Werft- und Hafenberufe, war ihre Lage in der Stadt, mitten in St.Pauli, fußläufig zum Schanzenviertel, die nächste U-Bahn Station war Feldstraße.

Besonders gut kam ich mit den Klassen der Bootsbauer und Segelmacher klar, die voller Individualisten waren.

Der Hauptteil der Klassen kam aus der Sparte der „Hafenfachpacker“, so war ihre Berufsbezeichnung. Sehr gewöhnungsbedürftig war das Kollegium und speziell der Schulleiter, während sein Stellvertreter auch seine guten Seiten hatte. Er war es übrigens, der kurz nach meinem Arbeitsbeginn zu mir sagte: „Ach was, Herr Thaesler, keine Gemeinschaftskunde“, womit er Politikunterricht meinte, „Sie werden dort eingesetzt, wo wir Sie brauchen“.

Das Kollegium bestand nur aus Männern. „Die Hälfte des Himmels“ (Mao Dse-Dung) fehlte. Und diese Männer waren von speziellem Typus, mir absolut entgegengesetzt. Meine Rolle als Außenseiter in dieser Schule war vorprogrammiert. Gegenüber meinen Freunden spottete ich, dass mein neues Kollegium zur Hälfte aus früheren U-Boot-Kommandanten und zur anderen Hälfte aus ehemaligen Panzerfahrern bestehe. Im Politikunterricht stand zunächst die Reform des Berufsausbildungsgesetzes an. Ab jetzt sollte es nicht mehr „Lehrling“ oder gar diskriminierend „Stift“ heißen, sondern „Auszubildender“.

Außerdem war u.a. definiert, was auf keinen Fall ausbildungsfremd sei, nämlich u.a. Saubermachen im Ausbildungsbetrieb, Einkaufen und Ähnliches.

Dazu entlieh ich aus der staatlichen Landesbildstelle den Film „Lehrjahre sind keine Herrenjahre“, genau passend zum Thema aus. Der Schulleiter erfuhr von diesem Lehrfilm und schon ging es los.

Ich wurde ins Schulleiterzimmer bestellt, und was dann kam, war Realsatire vom Feinsten. Ich war allein mit meinem Chef und der, ein hoch gewachsener und kräftiger Typ, baute sich angriffslustig vor mir auf, ging zunächst mehrere Schritte schweigend auf und ab, bis er anfing zu sprechen: „Herr Thaesler, Ich weiß, wo Sie herkommen, nämlich von ganz Links. Ich will Ihnen auch sagen, woher ich kam, als ich in den Schuldienst eintrat, nämlich von ganz Rechts. Zu mir hat man damals gesagt, Herr M., wenn Sie im Schuldienst bleiben wollen, dann gehen Sie zur Mitte. Und das, Herr Thaesler, rate ich Ihnen auch sehr dringend, sonst sehe ich für Sie im Schuldienst keine Zukunft“. Das wär's.

Der Titel meines Lehrfilms muss den Mann derart erzürnt haben, dass er sich so entblößte und aus der Rolle fiel. Irre, einfach irre. Zu meinem Unterricht und zum speziellen Thema hatte der Mann keine Fragen. Im Stillen konnte ich mich gar nicht mehr einkriegen und dachte natürlich, na, Herr Schulleiter, auf ihrem Marsch zur Mitte sind Sie wohl noch nicht so weit gekommen, außerdem Herr Schulleiter, woher wissen Sie denn, woher ich komme und dass ich vielleicht gedenke, da bleiben zu wollen? Sehr merkwürdig dachte ich, gäbe es nicht doch vielleicht eine zweite, geheime Personalakte über mich?

Es gab noch andere Kuriositäten an meiner Schule. Die Autos der Kollegen spielten eine herausragende Rolle. Ich selbst kam manchmal mit meinem Auto zur Schule, immer ein gebrauchtes, diesmal ein Alfa Romeo in Rot. Das war schon auffallend, aber dazu kam noch, dass die Beifahrertür sehr eingedrückt und mit Rostschutzfarbe bemalt

war. Als Krönung auf der Rostschutzfarbe trug sie einen großen Aufkleber, mit der Anti-AKW-Sonne.

Jedenfalls auffallend und provozierend genug, dass mir geraten wurde, mein Auto auf der Straße und nicht auf dem Schulhof zu parken, was ich nicht tat.

Überhaupt die „KFZ's“ der Kollegen - eine andere Realsatire.

Wenn ein Kollege sein neues Auto auf dem Schulhof präsentierte, fand ein spezielles Ritual statt. Der Schulleiter erhob sich, er bat um Aufmerksamkeit, indem er die große Schiffsglocke vor sich läutete und verkündete sodann feierlich, dass der Kollege xy ein neues Auto fahre, das jetzt auf dem Parkplatz des Schulhofes zu sehen sei. Prompt erhoben sich alle Lehrer, eilten zur Fensterfront des Lehrerzimmers und riefen wie im Chor. „Oh, sein neues Auto, eines mit Schiebedach, Weißwandreifen und Radio!“ Dann setzten sich alle wieder, erhoben ihre Kaffeetassen und riefen im Chor: „Allzeit gute Fahrt, werter Kollege.“

Mein Unterrichtsmaterial blieb weiter unter Kontrolle der Schulleitung, zumal ich des Öfteren Spielfilme aus der Landesbildstelle zeigte, wo ich so schnell wie möglich die Ausbildung am Filmprojektor machte. So etwas gab es damals noch in den siebziger Jahren des vorherigen Jahrhunderts. Außerdem hatte meine Schule einen eigenen Filmraum, den ich so oft wie möglich buchte. Das war fast wie im Kino, mit lichtdichten Vorhängen und guten Lautsprechern.

Ich war an meiner Schule der „Kino Typ“. Ich zeigte sozialkritische Filme, um meinen Schülern mit gutem und genussvollem Kino sozialpolitische und andere Themen nahezubringen. Ich erinnere mich an Filme, wie „Lohn der Angst“ von Elia Kazan, „Früchte des Zorns“ nach John Steinbeck und „Die zwölf Geschworenen“ von Sidney Lumet und andere.

Nun, die Zeit verging. Ich entwickelte Routine und fühlte mich ganz wohl. Ich blieb aber Außenseiter im Kollegium.“

Immerhin fiel nicht auf, dass ich mich morgens früh vor Unterrichtsbeginn im Ausgang der U-Bahn Feldstraße postierte und an die Schüler meiner Berufsschule und andere Flugblätter und Info-Material über die Aktionen der Anti-AKW-Bewegung verteilte, was ich dann anschließend im Unterricht vertiefte.

Im Sommer 1981 organisierte ich mit Lehrern aus der GEW (Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft) und mit Studenten und Wissenschaftlern der Hamburger Universität elbabwärts eine Umweltschutzfahrt. Wir nannten unsere Fahrt ELBE-KUTTER-FAHRT“. Wir bekamen viel Beachtung in der Presse und im Fernsehen.³

In der Schule bekam ich es zu spüren. Ich blieb ausgeschlossen von allen Aktivitäten des Kollegiums, wie Kegelclub etc. Egal, ich machte meine Sache, auch im Unterricht. Dann änderte sich meine Lage grundsätzlich. Der Schulrat bat mich inständig, eine spezielle Berufsgruppe, die bisher schon in der betrieblichen Ausbildung war, aber keine Berufsschule hatte, doch bitte zu übernehmen. Es handelte sich um die Auszubildenden der Schumacher. Eine praktische Ausbildung in einem Hamburger Schuhmacherbetrieb würde ich auch bekommen und hätte dann doch auch einen festen Platz an meiner Berufsschule. Mir blieb wohl keine Wahl. Außerdem hatte ich

³ Wattenmeer Kutterfahrt 1980, Broschüre 1980 von DJN, Bericht über Elbekutterfahrt von P.Thaesler

längst den Plan gefasst in ein zwei Jahren, mich für zwei Jahre beurlauben zu lassen. Also übernahm ich die Schuhmacher, gleich zwei Klassen in allen Fächern. Meine beiden neuen Klassen waren gemischt, männlich und weiblich, angenehme Schüler:innen, aber keineswegs Angehörige der Arbeiterklasse, eher Kleinbürgertum. Aber es gab eine reizvolle Beigabe zu meinem Unterricht nämlich in derselben Berufsgruppe in der Strafanstalt Hamburg-Fuhlsbüttel zu unterrichten. Dort gab es eine Schuhmacherwerkstatt, deren Meister zugleich Strafvollzugsbeamter war. Ich hatte in der Strafanstalt sechs männliche Schüler, im Alter zwischen 30 und 45 Jahren. Sie erhofften sich alle durch die Ausbildung Strafnachlass zu bekommen. Ich war in der Strafanstalt an zwei Tagen in der Woche und es gab Gelegenheiten, wo ich mit nur zwei oder drei Schülern allein war und sie ausfragen konnte, natürlich sehr vorsichtig, über ihre Straftaten und speziell über die Situation ihrer polizeilichen Festnahme.

Einer erzählte mir, er habe mehrere Raubüberfälle gemacht: „Tankstellen und so. Die Bullen waren hinter mir her und ich war bei meinen Eltern in Wilhelmsburg und das hätte ich nicht machen sollen, denn als ich gehen wollte, waren die schon unten im Treppenhaus, die Bullen, und die rannten die Treppe hoch und ich schoss nach unten und hab einen getroffen. Als die mich dann schnappten, waren die nicht nett zu mir“.

„Und jetzt“? fragte ich. „Ich hoffe eher rauszukommen und hier benehme ich mich anständig. Ich trete jetzt hier auf dem Sportfest als Boxer auf.“

Der Gegner meines Schülers war die Hamburger Boxerlegende, genannt „Fiete“. Seinen Nachnamen hab' ich vergessen.

Der Showkampf kam. Ich stand ganz vorne am Ring, zusammen mit den anderen „Lehrlingen“. Es gab viele Zuschauer. Eine Sensation bahnte sich an.

Fiete geriet in Not. Mein Boxer prügelte mit großer Kraft und Wut auf „Fiete“ ein, sodass der wohl nur mit überlegener Technik und größerer Reichweite seiner Fäuste nach Punkten gewann. Nach dem Kampf ging ich zu „Fiete“, stellte mich vor. Mein Schüler sei das gewesen, sein Gegner eben.“ Sie haben ja sichtbar Mühe gehabt“, sagte ich. Fiete erzählte mir, „Ja, eigentlich ein Selbstgänger, der hat ohne jede Technik losgeprügelt und ich bin einfach nicht in Form gewesen.“ Er sei erst am Morgen mit dem Flieger aus Paris nach Hamburg gekommen. Die halbe Nacht sei er auf einer Party gewesen, daher eben einfach nicht in Form. Die anderen meiner „Lehrlinge“ erzählten mir auch von ihren Straftaten, aber nicht so ausführlich, wie mein „Boxerlehrling.“ Meine Beurlaubung ging dann glatt über die Bühne. Ich brauchte jetzt keine Begründung mehr anzugeben.

Ich fuhr, wie gewohnt, mit der Familie in die Sommerferien, danach war ich frei für eigene Unternehmungen.

ZWEI JAHRE AUF REISEN - NACH SÜD- UND MITTELAMERIKA

Bevor ich im Spätherbst 1984 nach Südamerika abreiste, hatte ich schon mal alle Zeit für mich und segelte erstmal mit Freunden nach Kopenhagen. Dort lagen wir längere Zeit mit unserem Boot in einem Kanal und zwar gegenüber von Christiania, dem umkämpften Aussteigerviertel von Kopenhagen.

An der Straße, gleich da, wo wir mit dem Boot lagen, war ein Plakat aufgestellt. Der Ort und Zeitpunkt einer Diashow von Jacob Holdt war darauf angekündigt. Holdt war einige Jahre zuvor mit seiner „American Picture Show“⁴ berühmt geworden. Im Hamburger Kino Metropolis hatte ich die Show schon gesehen und jetzt noch einmal hier in Kopenhagen und Jacob Holdt würde dabei sein. Die Show ging sechs Stunden lang, mit drei Leinwänden und Holdt sprach mit den Zuschauern und sammelte Geld für seine Projekte in Afrika. Holdt selbst, eine sehr markante Erscheinung, sehr groß mit einem als Zopf gedrehten Bart unterm Kinn. Ich sprach Jacob Holdt persönlich an und erzählte von meiner Reise nach Südamerika, und dass ich auch viel fotografieren wollte. Holdt gab mir Tipps: Ich sollte unbedingt den Menschen, die ich fotografierte, meine Fotos schenken.

Holdt war in die USA gereist, mit sehr wenig Geld in der Tasche, fast immer per Anhalter unterwegs. Er war in den schwarzen Elendsvierteln ebenso wie auch in den betuchten, weißen Mittelschichtmilieus. Er hatte sich in die Politik eingemischt und auch am Aufstand der Indianer am „Wounded Knee“ teilgenommen.⁵

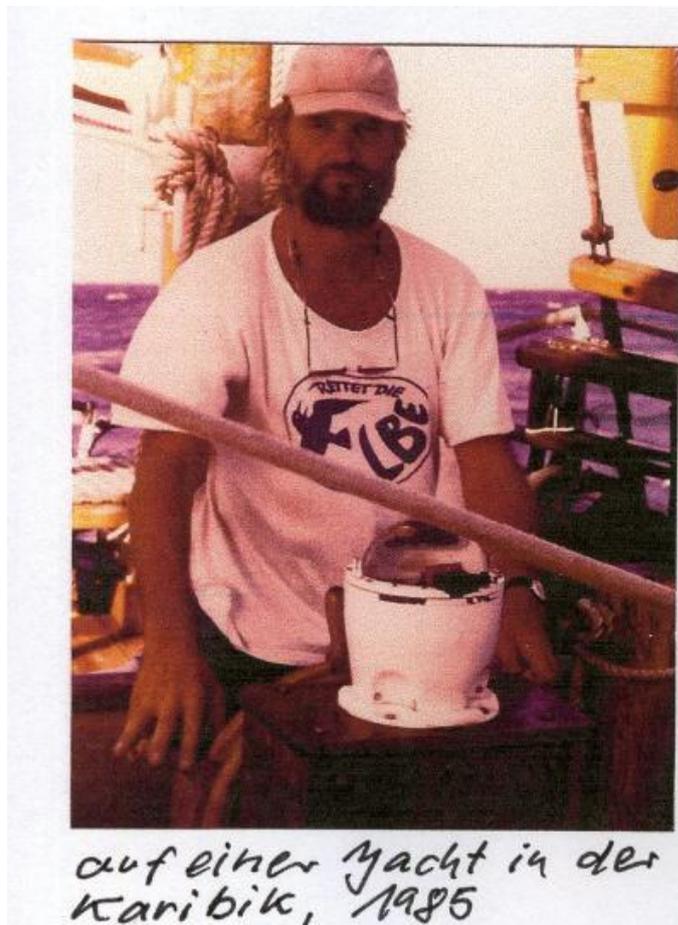
Dann stand die Frage an, auf welchem Weg und welche Art ich nach Südamerika kommen sollte. Ich wählte die anstrengendste Route: mit einem Segelboot den Atlantik überqueren.

Dass so etwas möglich sei, darüber hatte ich in der Zeitschrift „Die Yacht“ gelesen: Wann und wo zu starten sei, nämlich im Spätherbst von den Kanarischen Inseln. Ich flog nach Gran Canaria und fand dort eine polnische Yacht, die in Kürze in die Karibik absegeln wollte. Der Skipper und Eigner der Zehnmeter-Yacht, der aus Danzig stammte, schien in Ordnung zu sein, und ich ging an Bord. Misstrauisch machte mich nicht, dass dem Skipper seine gesamte Mannschaft auf dem Weg zu den Kanaren verloren gegangen war, bzw. natürlich abgemustert hatte. Wir fanden einen dritten Mann, einen gerade mit dem Studium fertig gewordenen Architekten aus Berlin, der bereits Hochseesegelkenntnisse hatte, während ich eher Neuling war.

Nun, für mich war es eine heftige Selbsterfahrung, es ging nicht ohne Konflikte mit dem Skipper ab und es dauerte 33 Tage bis wir die Insel St.Lucia in der Karibik erreichten.

⁴ → <http://www.sensesofcinema.com/2022/feature-articles/jacob-holdts-american-pictures-a-note-on-style-in-poor-cinema/>

⁵ Jacob Holdt: AMERICAN PICTURES; S.Fischer Verlag, 1978



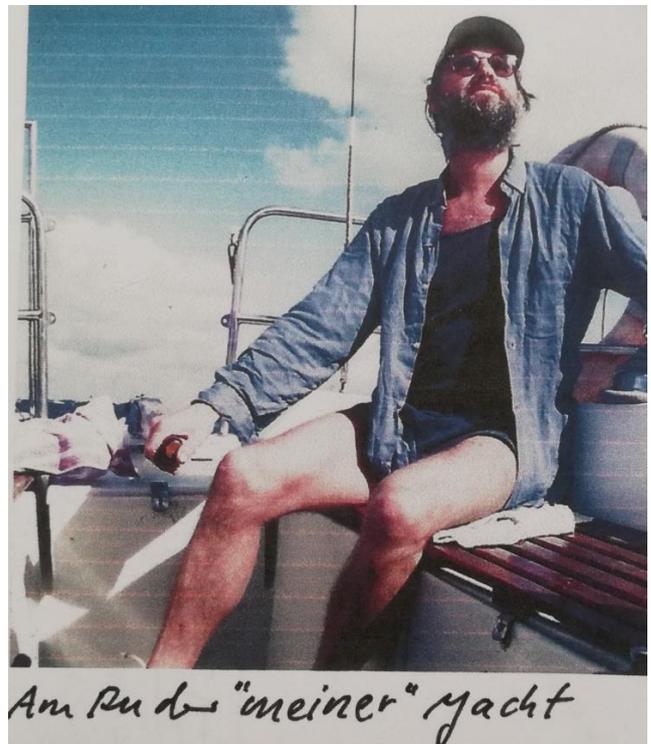
33 Tage! Das war etwa ein bis zwei Wochen zu viel, aber das Boot war eben klein – je länger ein Segelboot desto schneller ist es. Es war sehr schwer beladen und die Segelfläche war zu klein und die letzten zwei Wochen hatten wir fast keinen Wind und trieben nur mit den Wellen und der Strömung. Als wir endlich Land sahen – es war der hohe Vulkan von Martinique – wäre ich fast vor Freude verrückt geworden. Für die Überfahrt mussten wir übrigens kräftig zahlen: 250 \$. Dafür mussten wir während der Fahrt wie die Tiere schuften. Das Boot hatte eine Selbststeueranlage, eine elektrische Maschine, die mit einem stählernen Hebel die Ruderpinne bewegt. Die Energie bekam das Ding von einem am Heck angebrachten Windgenerator. Das Anstrengendste auf so langen Fahrten ist dabei das Sitzen an der Pinne. Mit der Selbststeueranlage schien alles in Ordnung zu sein. Aber denkste! Durch eine Ungeschicklichkeit des Kapitäns zerbrachen die Flügel des Windgenerators. Dadurch wurde die Energiezufuhr des Generators zu schwach, um die Selbststeuerung aufrecht zu erhalten. Daher mussten wir für den Rest der ganzen Reise ständig an der Pinne sitzen, um das Boot zu steuern. Dabei geriet ich immer wieder an die Grenzen meiner physischen und nervlichen Leistungskraft. Das hieß: In der Nacht um 24.00 Uhr raus aus der Koje, begann meine Wache allein am Steuer. Der Rest der Mannschaft lag schlafend in ihren Kojen. Stockdunkel, wunderschöner Sternenhimmel, aber starker Wind und fünf Meter hohe Wellen von hinten. Das Boot geht rauf und runter in den Wellen. Was tun als unerfahrener Segler? Scheiße brüllte ich, turnte hinten schweißgebadet im Boot wie ein Affe herum und versuchte das Boot in Richtung Westen zu steuern. Gingen die Wellen bergauf, denkst du der Mast fällt hinten auf dich drauf. Kam die Welle von der Seite, musste es wieder in Fahrtrichtung zurückgesteuert werden.

Nicht vergessen: wir waren nur zu dritt, an der Pinne war man allein, alles andere wurde gemeinsam gemacht. Das Kochen und auch das Wachegehen, das hieß, jeweils vier Stunden an der Pinne sitzen, allein auch nachts.

Der Skipper übernahm natürlich die Ortsbestimmung des Bootes, mittels Sextanten, Uhr und diversen Tabellen.



Die Yacht "Syndnam"



Am Rud- "meiner" Yacht

Doch kurz: auf meinem Weg zum Festland von Südamerika nach Venezuela war ich auf zwei Inseln in der Karibik, Martinique und Grenada.

Auf Grenada blieb ich länger, sehr interessiert an der linken Revolution von Maurice Bishop, unterstützt von Cuba. Aber der volkstümlich und hochgebildete Bishop, ein Rechtsanwalt, wurde angeblich von seinen eigenen Leuten gestürzt. Es gab Wirren und diverse Demonstrationen und schließlich griffen die USA ein und setze ihre Interessen durch. Das geschah angeblich auf Bitten an die USA und durch die Intervention der Organisation karibischer Staaten.⁶

Während meines Aufenthalts auf Grenada, war die Restauration voll im Gange. Im Hafen lag ein Schiff der US Coastgard, und israelische „Spezialkräfte“ hatten vermutlich die Ausbildung der Polizei übernommen.⁷

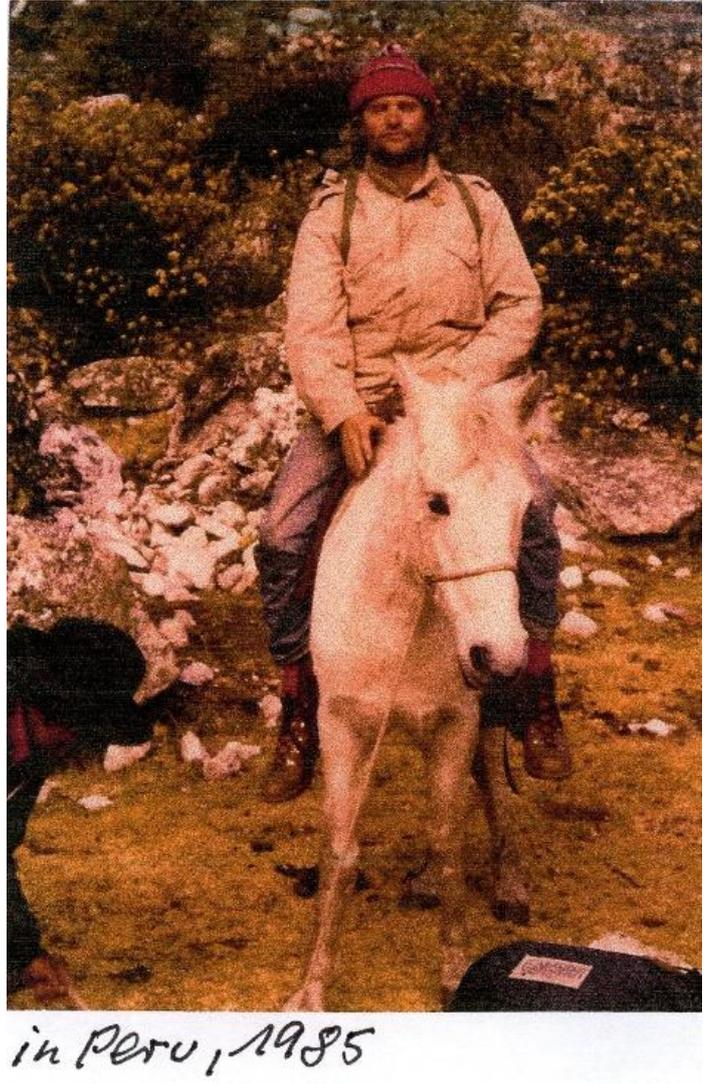
Zunächst wollte ich Venezuela sehen, das Delta des Orinoco interessierte mich besonders. Und dann über Kolumbien, Ecuador nach Peru, für mich das wichtigste Land Südamerikas. Dort wohnte ich an der Küste in Huanchaco, einem kleinen Fischerort in einem Haus von Klaus Wohlert, einem Kollegen aus meiner letzten Berufsschule in Hamburg.

⁶ Siehe Anhang: Bericht Grenada/Karibik

<https://sds-apo68hh.de/wp-content/uploads/2023/06/1983-Grenada-die-Zeichen-sind-geblieben-ein-Brief-aus-der-Karibik-Au.-P.-Thaessler-1.pdf>

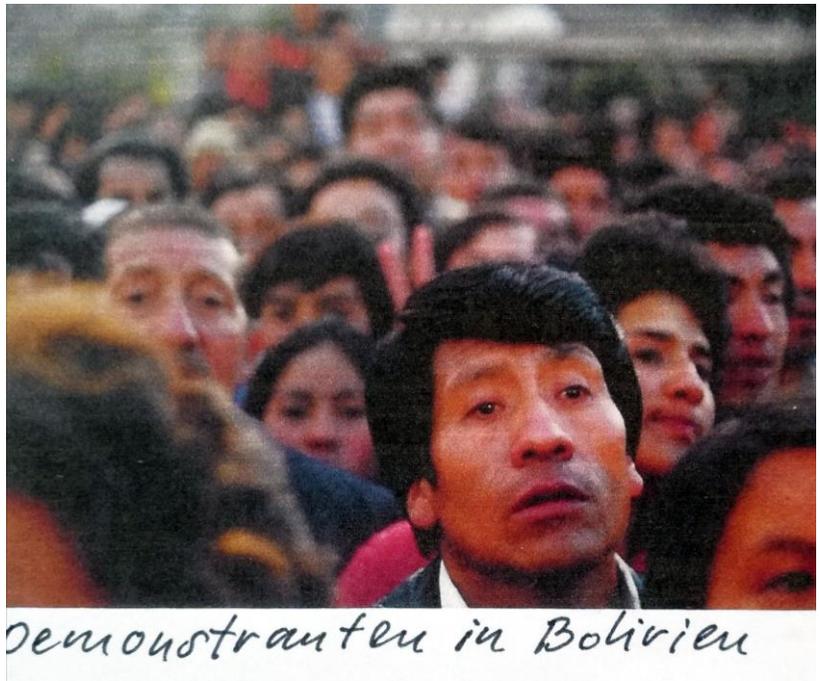
⁷ ebenda

Von hier aus unternahm ich mehrere Reisen durch Peru, ins Gebirge der Anden, ins Tiefland des Regenwaldes, zu den Quellflüssen des Amazonas, wo Werner Herzog seinen Film „Fitzcaraldo“ gedreht hatte. Dann eine Eisenbahnfahrt aus dem Hochland der Anden nach Lima.



*Wanderung in den Bergen
Peru*





Natürlich sah ich auch Cusco, die Inka-Königsstadt und die Festung Machu Picchu. Ich war am Titicaca-See und flog schließlich von Lima aus nach Iquitos, von wo aus ich ein Schiff nahm, mit dem ich auf dem Amazonas drei Tage lang nach Manaus fuhr.

DIE „URSPRÜNGLICHE AKKUMULATION“, KARL MARX FAND AUCH IN BOLIVIEN STATT

Als ich den Amazonas runterfuhr, schrieb ich das auf, was ich in Bolivien im Ort Potosi erlebt hatte. Ich saß in meiner Hängematte im angenehmen Fahrtwind des Schiffes und las im Buch von Eduardo Galeano „Die offenen Adern Lateinamerikas“, das unschätzbaren Wert für meine Reise hatte.⁸

Ich war ja von Peru aus nach Bolivien weitergefahren und blieb zunächst länger in Quito und reiste von dort mit der Bahn in die Berge auf fast 5000 Meter Höhe in die Silberstadt Potosi, wo neben der Stadt der Silberberg Cerro Rico liegt. Potosi, ein ganz besonderer Ort. Im 17. Jahrhundert war Potosi in der bekannten Welt, „das reiche Potosi, Schatzkammer der Welt, König der Berge, den Königen zum Neide gedient...eine Stadt aus der 16 Millionen Kilogramm an Silber gewonnen wurde... die aus diesen Kolonialgebieten entrissenen Metalle förderten die Entwicklung Europas, und man kann sogar sagen, dass sie sie ermöglicht haben.“⁹

Heute ist die Stadt Potosi, wie ich sie damals erlebt hatte, unbedeutend, eher schmutzig, hoch in den Bergen ziemlich kalt, und die zwei, drei Hotels waren ungastlich und ungeheizt.

Ich kletterte den Cerro Rico, den Reichen Berg hoch bis zur Spitze, auf der eine Kirche stand. Auf dem Weg nach oben hatte ich Fotos gemacht — ich konnte mir die Fotos jetzt auf dem Weg den Amazonas hinunter anschauen, weil ich sie in Iquitos entwickelt hatte. Auf den Fotos waren zwei alte Frauen zu sehen — ich zeigte die Fotos anderen Passagieren. - und erklärte, dass die Frauen versuchen, zinkhaltige Steine am Berg zu finden, um sie dann zu verkaufen, um ihren Lebensunterhalt davon zu finanzieren.

⁸ Eduardo Galeano: Die offenen Adern Lateinamerikas, Peter Hammer 1983

⁹ Ebenda S.33

Unter meinen Mitpassagieren waren auch Jugendliche aus einer Schulklasse, die mir aufmerksam zuhörten und wir sprachen dann zusammen englisch, was sie gut sprachen und verstanden. Ich erzählte von Potosi, was für eine prachtvolle, reiche Stadt mit ihren vielen Palästen das gewesen sei.

Und deren Straßen an Festtagen sogar mit Silbertafeln gepflastert waren.

Und überhaupt Potosi und wo liegt das?

Meine jugendlichen Zuhörer aber waren ohne jegliches Wissen darüber, wovon ich sprach. Die Tatsache, dass der ungeheure Reichtum, Beispiel Potosi, zum Reichtum Europas und seiner wirtschaftlichen Entwicklung und gleichzeitig ebenso zur Armut und Unterentwicklung ihres Kontinentes beigetragen hatte, war für sie unverständlich. Ich blieb zwei Wochen in Manaus und reiste dann weiter mit dem Bus nach Boa Vista, oft in Sicht der Tupuis, der Tafelberge in Guyana. Von Boa Vista aus ging es dann mit einem Jeep auf unbefestigten Straßen bis nach Venezuela nach Ciudad Bolivar. Von hier war es nicht mehr weit nach Kolumbien, nach Cartagena, wo ich mich länger aufhalten wollte. Cartagena war für mich die Stadt von Simon Bolivar, dem Befreier großer Teile Lateinamerikas vom spanischen Joch und es war die Stadt des kolumbischen Schriftstellers Gabriel Garcia Marquez.

In einer Buchhandlung besorgte ich mir sein Buch über das Ende und Sterben von Bolivar.¹⁰ Ich blieb vier Wochen in Cartagena. Dort lernte ich einen Englischprofessor kennen und verbesserte im Gespräch mit ihm mein Spanisch.

Zudem fanden gerade die Miss-Kolumbia-Wahlen statt. Die Schönheiten aus allen Provinzen des Landes wurden durch die Stadt kutschiert. Ein feines Spektakel. Ich wohnte einen Monat in der kolonialen Altstadt in einem zu einer günstigen Pension umgebauten Palast, dicht an der Stadtmauer, von der man einen wunderbaren Blick über die Karibische See hatte.

Im Hafen lagen u.a. Segelfrachtschiffe, die nach Panama ausliefen. Ich fragte, ob ich nach Panama mitfahren könne? Nein, wäre nicht möglich, wurde mir beschieden. Vom Landungshafen aus, gebe es keine Straße nach Panama-City und außerdem sei die Küste dort zu gefährlich.

Das klang sehr nach Abenteuer, aber eben „gefährlich“. Ich entschied mich für den Luftweg und nahm das Flugzeug nach Panama-City.

Dort interessierte mich eher der Panama-Kanal, als die moderne Panama-City und ich fuhr die etwa hundert Kilometer Panama-Kanal mit dem Zug, immer recht dicht am Kanal entlang bis Colon an der Karibikküste.

In Colon am Bahnhof wollte ich eine Runde durch den Ort drehen, aber ich geriet unter die Obhut von zwei bewaffneten Polizisten, die mir nicht nur rieten, sondern anordneten, ich solle mich unter ihren Schutz begeben und nur mit ihnen zusammen durch die Straßen Colons gehen. Ich tat's, besser war's. Was ich sah, sah auch wirklich gefährlich aus.

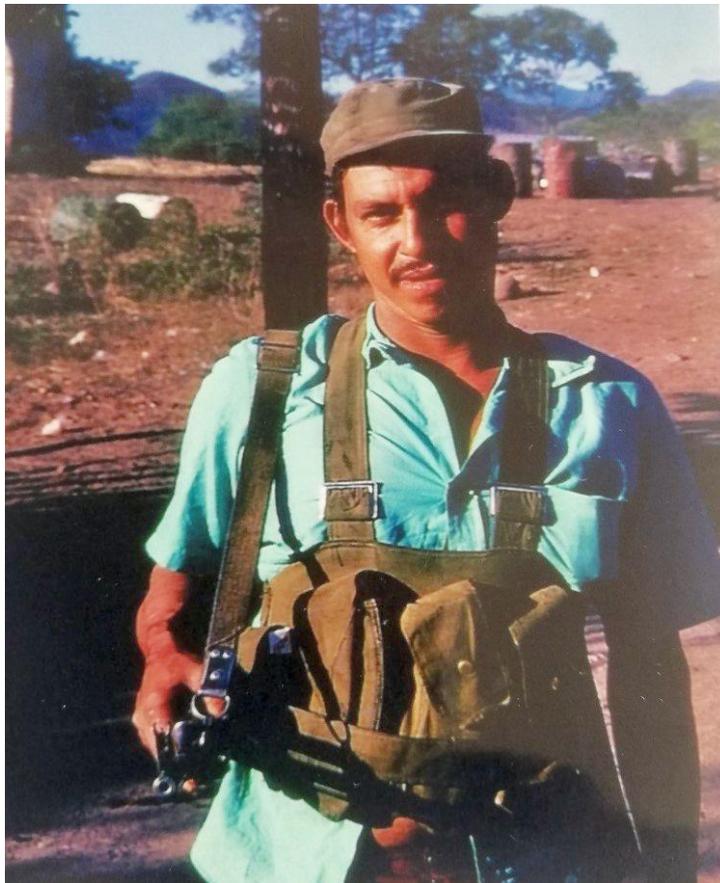
Von Panama-City nahm ich den Fernbus nach San Jose, der Hauptstadt von Costa Rica. Ich kam spät in der Nacht an und nahm gleich das erste beste Hotel, das für mich sehr vertrauensvoll „Hotel Nicaragua“ hieß. Am Empfang erzählte ich dem Hotelmanager, dass ich nach Nicaragua weiterreisen wolle, um dort zu arbeiten, eben aus Solidarität mit der sandinistischen Revolution.

¹⁰ „Der General in seinem Labyrinth“ Garcia Marquez, Köln 1984

Was ich mit meiner redseligen Offenheit davon hatte, erfuhr ich früh am nächsten Morgen: Ich wurde durch heftiges Poltern an meiner Tür geweckt. Zwei Männer in schwarzen Anzügen stürmten rein, schrien „Polizei“ und durchwühlten mein ganzes Gepäck. Ich solle sofort die Stadt verlassen und weiterreisen. Oh, „Hotel Nicaragua“, eine Falle, eine Contra-Bude? Es gab keine weitere Erklärung der Polizisten. Dennoch, das war deutlich! Also fuhr ich weiter nach Nicaragua, dem letzten Ziel auf meiner Reise.

IN NICARAGUA

Meine erste Anlaufstelle war eine landwirtschaftliche Cooperative, die ehemalige Hacienda eines Großgrundbesitzers, jetzt von den ehemaligen Landarbeitern besetzt und bewirtschaftet. Ich war beim Chef des Ganzen untergebracht und machte erstmal eine große Rundfahrt über das Gelände der Farm. Mein Begleiter war immer bewaffnet: die Grenznähe zu Costa Rica und die überall lauerten kontrarevolutionären Feinde der Revolution, die CONTRAS erforderten das.



Ich fuhr dann weiter in die Hauptstadt Managua. Ich sah viel Zerstörung. Die große Kathedrale lag noch in Trümmern. Wo einst Straßen und Häuser waren. Fiel jetzt viel Freifläche auf. Das hatte allerdings nichts mit der Revolution zu tun, sondern war die Folge eines kurz zurückliegenden Erdbebens.

In Managua begab ich mich auf die Suche nach Axel Mahlmann, der vom DED (Deutschen Entwicklungsdienst) nach Nicaragua zur Aufbauhilfe geschickt worden war. Ich kannte ihn aus der Hamburger Bürgerinitiative gegen Atomkraftwerke, der Bürgerinitiative „Roter Baum“. Es dauerte, bis ich ihn schließlich fand. Er „residierte“ in einem Büro in der Hauptstadt und war zum technischen Direktor der staatlichen Nica-

Flotte ernannt worden. Er und seine Frau waren dann für mich die ganze Zeit in Nicaragua meine Anlaufstelle und meine Unterkunft in der Hauptstadt. Meine nächste Anlaufstelle war dann die Stadt Matagalpa, mehr im Inland gelegen, umgeben von mittelhohen Bergen. Dort half ich in einer Ledercooperative mit, Lederprodukte herzustellen. In Matagalpa bekam ich den Tipp, die Theatercooperative von Alan Boldt aufzusuchen, die außerhalb der Stadt in den Bergen zu finden sei.¹¹ Ich fuhr hin und wurde freundlich aufgenommen. Es gab keine Verständigungsprobleme, denn Alan Boldt sprach gut Deutsch. Er war als junger Mann in Deutschland gewesen. Ich wusste nichts von diesem so bedeutenden Theatermacher in Nicaragua. Er war vielleicht vergleichbar mit Augusto Boal aus Brasilien, den ich aus einem Workshop in Hamburg kannte oder auch mit dem italienischen Theatermacher Dario Fo oder Peter Brook aus England.

Ich stellte mich als Theaterbegeisterter vor und erzählte von meinen Theatererlebnissen. Boldt brachte mich bei einem seiner Schauspieler und Mitbesitzer seiner Farm unter. Die war nach der Revolution, an der Boldt als Kämpfer teilgenommen hatte, sozialisiert worden. In den Gesprächen gab sich Boldt solidarisch-kritisch gegenüber der staatlich-sandinistischen Kulturpolitik. Ernesto Cardinal, Kulturminister, Priester und Dichter, wollte Boldt nach Managua holen und ihn zum Intendanten des Staatstheaters machen. Aber Boldt lehnte ab. Er wollte lieber sein „Bauerntheater“ machen als in der Hauptstadt Klassiker aufführen. Boldts Hauptthema in seiner Theaterarbeit ist die Entfremdung zwischen der Bevölkerung Nicaraguas, zumeist landlosen Landarbeitern und der „Elite“ des Landes, überwiegend Großgrundbesitzer, die sich in Liberale und Konservative aufteilen. Die inzwischen stattfindende soziale Restauration in Nicaragua gibt Boldt wahrscheinlich Recht mit seiner Kritik an der Regierung der Sandinisten. Übrigens, nachdem ich schon wieder einige Zeit zurück in Hamburg war, kam die Theatertruppe von Boldt nach Hamburg, und ich sah in Hamburg-Altona im Nernstweg eine Aufführung und konnte Fotos, die ich von den „Bauernschauspielern“ in Nicaragua gemacht hatte an sie verschenken.

Das war endlich eine Gelegenheit den Ratschlag von Jacob Holdt, den er mir in Kopenhagen gegeben hatte, zu erfüllen: mach Fotos, aber schenk sie den Fotografierten. Später auch in Hamburg war ich bei einer Lesung von Ernesto Cardenal und habe seinen Gedichtband erstanden.¹²

Meine Hauptstation in Nicaragua war aber sicherlich die Stadt San Carlos am Nicaragua-See. In Managua stieß ich auf eine Anzeige, in der man eine Arbeitskraft für den Bau einer Kindertagesstätte in San Carlos suchte. Ich überquerte den Nicaragua See und meldete mich in San Carlos bei der Regionalregierung in der Abteilung für Volksbildung. Dort bekam ich ein Hotel zugewiesen und erfuhr den Ort der Baustelle, sowie den Namen meines Arbeitskollegen, eines ortsansässigen Zimmermanns. Also los, Arbeitszeit von 7.00 bis 18.00 Uhr. Der Bau hatte gerade erst begonnen, das

¹¹ siehe Internet, auch da die Bekanntschaft von Alan Boldt mit Harold Pinter → <https://www.latimes.com/archives/la-xpm-1990-07-28-ca-667-story.html>

¹² Ernesto Cardenal, Transitreisender, Peter Hammer Verlag

Fundament wurde gelegt. Mit meinem Arbeitskollegen freundete ich mich an, ich verbesserte mein Spanisch.

Zum Feierabend nahm mich mein Kollege Enrico mit zu seiner Familie zum Essen. Wir gingen oft zusammen in eine Kneipe, Bar oder Restaurant und tranken zusammen. Wenn es kein Bier gab, was oft vorkam, tranken wir den üblichen Rum, verdünnt mit Fruchtsaft. Vorsicht! nicht zu viel davon, aber mein Hotel, das am Seeufer lag, hab' ich gerade immer noch wiedergefunden.

Der Höhepunkt in dieser Zeit am Nicaragua-See war meine Bootsfahrt nach Solentiname, vorbei an vielen kleineren Inseln, von denen aus uns die Brüllaffen aus den großen Uferbäumen anschrien. Ich blieb einige Tage auf einer der größeren Inseln, wanderte entlang des Ufers rund um die Insel, bewunderte die vielen bunten Vögel. Ich besuchte den Zentralort der Insel und sah das große Haus, indem die Maler der Insel, alles ganz normale Inselbewohner unter der Obhut von Ernesto Cardenal zu Malern ausgebildet wurden.

Ich habe ein Bild, im Stil naiver Malerei gekauft, was seit 40 Jahren immer noch in meinem Zimmer hängt: Darauf zu sehen ist eine Hütte, aus Schilf und Holz gebaut, in einem sehr üppigen Garten, mit diversen blühenden Obstbäumen, am Seeufer gelegen, mit weitem Blick über den See hin zu einer Kette von Vulkanen. Auf dem Bild sind auch die Bewohner der Hütte, ein Mann und seine Frau, nebst einer Kuh im Garten des Hauses zu sehen. Ich hatte sie damals beim Malen des Bildes fotografiert.



Drei Wochen später war ich wieder in Managua. Der Rückflug nach Deutschland ging mit Aeroflot über Cuba, über die Weiten des Atlantiks, den ich auf einer polnischen Yacht vor 18 Monaten überquert hatte, über Irland nach Moskau, dann nach Ostberlin. Schließlich bummelte mich der Zug nach Hamburg.

Zurück auf Start!

WIEDERANFANG ALS LEHRER

Zum Sommeranfang 1986 bewarb ich mich an der Berufsschule 13, in Nettelburg bei Bergedorf in Hamburg. Dort gab es verschiedene Berufsgruppen. Ich wurde für allgemeinbildende Fächer in der Berufsgruppe der Gärtner eingesetzt. Unter den Gärtnern gab es weitere Einzelgruppen: Unterglasgärtner bzw. Gewächshausgärtner, Friedhofsgärtner, Landschaftsgärtner u.a.

Die Schülerschaft war sehr unterschiedlicher Herkunft, auch weibliche Auszubildende und Schüler:innen mit höheren allgemeinen Schulabschlüssen waren darunter. Im Kollegium fand ich etliche Kollegen:ginnen wieder, die ich bereits aus der GEW (Gewerkschaft für Erziehung und Wissenschaft) und meinen Umweltschutzaktivitäten kannte.

Es ging mir ein gewisser guter Ruf voraus. Ich wurde sofort von den Kollegen:innen in die pädagogisch politische Entscheidungsfindung einbezogen.

Es ging darum, ein Thema und eine Formulierung für eine Projektwoche an der ganzen Schule zu finden. Ich schlug das Thema „Auto“ vor und zwar in der Formulierung „Autowahn und Autotrauma“. In dieser Formulierung meinte ich, das Thema in seiner Widersprüchlichkeit gut abzudecken und hoffte auf eine kontroverse Veranstaltung. Kritisch beäugte ich den auf dem Schulhof geparkten Wagenpark der Kollegen:innen und sah die deutlichen Unterschiede. Kolleginnen fuhren eher die Familienautos vom Typ Renault R4, dagegen waren die Autos der männlichen Kollegen auf rasantes Fahren und Prestige ausgerichtet. Es zeigte sich ein Bild der Autoschulgemeinde in ihrer ganzen Widersprüchlichkeit. Ich selbst hatte zu der Zeit kein Auto. Ich hatte zwei Wochen vor Beginn der Projektwoche ein Stellschild mit einem Plakat in der Vorhalle der Schule gleich im Eingangsbereich aufgestellt, um die Projektwoche anzufeuern. Es wurde ein „Stein großen Anstoßes“. Darauf stand:



Auto unser, der DU stinkst gen Himmel, geheiligt seien Deine Marken, BMW, Audi und Mercedes, freie Fahrt geschehe, wie auf der Autobahn, so auch in der Stadt, unser täglich Abgas gib' uns heute, und vergib uns unsere Schuld, weil wir haben noch keinen Zweitwagen, und führe uns bis über Km 200, und erlöse uns von dem alten Auto, denn wir wollen ein NEUES, noch SCHNELLERES, denn DEIN ist der WALD und das TIER und das GELDAUTO

Die Reaktion der Schulleitung auf mein „Auto unser“ kam prompt. Der Schulleiter überließ es seinem Stellvertreter zu reagieren. Seine Forderung: sofortige Entfernung

des „gotteslästerlichen“ Plakates. Falls ich mich dem widersetzte, drohte er mit einem Rechtsgutachten gegen mich.

Na nun? Wen hatte ich angegriffen, den zerstörerischen Autowahn, doch nicht Gott und den entsprechenden Glauben?

Da zeigte sich dann deutlich: die Berufsschulen müssen sich gegenüber den Ausbildungsbetrieben und deren Innungen systemkonform verhalten, denn Politikunterricht an Berufsschulen (der Unterricht hieß ja auch nicht umsonst Gemeinschaftskunde) der diesen Namen verdient, war sowieso ein Ärgernis für die Ausbildungsbetriebe. Man stelle sich vor, unser Projektthema wäre an Berufsschulen des KfZ-Gewerbes vorgeschlagen gewesen.- Undenkbar!!

In der Projektwoche, hatte der Abteilungsleiter des Bereichs Gärtner zusammen mit einer großen Gruppe von Schülern:innen ein Thema gewählt, das das Problem „Tiertod“ auf den Straßen durch Unfälle mit Autos behandelte. Was mich bei unserem Projektthema reizte, war unser Gegner, bei dem sich sogar vielleicht eine Demonstration lohnen würde, nämlich der ADAC, damals noch genannt der „Bleifußverein“.

1986 war der Tiertod auf den Straßen durch den wachsenden Autoverkehr noch dramatischer und drastischer als heute. Im ADAC sahen wir deshalb einen Mitschuldigen, weil er durch seine Mitgliedsbeiträge die Schäden bei Unfällen mit Tieren mitversicherte. Außerdem, wenn man sich an die 80er Jahre ans Autofahren erinnert, denkt man an die von Insekten verklebten Windschutzscheiben und an die plattgefahrenen Vögel, die auf dem Asphalt lagen.

Heute spielt das Insektensterben durch den Autoverkehr keine Rolle mehr, heute werden die Insekten durch Agrargifte getötet und die Vögel gleich mit.

Und ob das Thema heute noch bei den Schülern ankommt, ist zu bezweifeln, obwohl es sehr notwendig wäre.

Der Autowahn hat sich in ganzer Linie durchgesetzt, obwohl die Klimakrise doch eigentlich im Bewusstsein sein sollte. Aber unsere Straßen und unsere Umwelt sind geradezu geflutet von diesen abartigen SUV-Fahrzeugen. Wie ist so etwas nur möglich? Damals startete unsere Projektgruppe zwei Aktionen, die für die Schülerinnen wohl bestimmt sehr nachhaltig gewirkt haben müssen. Die erste Aktion war, dass wir uns an einer Autostraße mit starkem Verkehr außerhalb Hamburgs postierten. Dafür lagen wir bäuchlings am Straßenrand dicht an den vorbeirauschenden Autos und versetzten uns in die Lage unserer Mitwelt, den Tieren die die Straße überqueren wollten oder mussten und dabei oft zu Tode kamen, indem sie von den ankommenden Autos breit und flach gefahren wurden.

Auf einer Ausstellung präsentierten wir unser Thema am Ende der Projektwoche. Wir zeigten u.a. Bilder der Umriss plattgefahrener Tiere aus einem satirischen Buch eines amerikanischen Biologen, mit großer Wirkung.¹³

Die zweite Aktion: Wir demonstrierten in der Hamburger Hauptgeschäftsstelle des ADAC. Wir hatten entsprechende Flugblätter dabei und hielten ein Plakat hoch mit der Aufschrift:

“Tiertod auf den Straßen — Mitschuld des ADAC“ und „Besser draufhalten als Ausweichen, wenn unseren Fahrern ein Tier in die Quere kommt“.

¹³ Roger M.Knutson: Flattened Fauna, A Field Guide to Common Animals of Roads, Ten Speed Press,1987

Wir, unsere Projektgruppe hatte sich zu erkennen gegeben, der Name der Schule und ich als Lehrer wurden benannt. - Vergeblich - Man wollte nicht mit uns reden! Gut so- Wenn meine Schüler:innen eine wichtige Erfahrung vom ADAC mitnahmen, dann war es das abstoßende und zurückweisende Verhalten des ADAC.

So etwas wie eine Demonstration mit Schülern zu machen, raus aus der Schule zu gehen mit vollem Einverständnis der Schüler:innen, ist für mein Lehrerverhalten sicher dem Einfluss der 68er Zeit zu verdanken.

Das andere, damals präsente Thema in der Schule war die VOLKSZÄHLUNG.

Es gab in der Bevölkerung eine breite Angst und starkes Misstrauen vor dem Datenmissbrauch durch den Staat. Heute undenkbar, sodass man sich fragen muss, was seitdem passiert ist. Heutzutage liefert sich jeder bereitwillig und arglos über den Gebrauch seines Smartphones den Datenkraken und somit möglicher Manipulation aus.

Die Volkszählung war Dauerbrenner und Hauptaufreger zumindest in einem Teil des Kollegiums meiner Berufsschule. Zusammen mit Zwei Kollegen:innen führten wir ein satirisches Theaterstück in der Pausenhalle unserer Schule auf, das in Sketchform die Volkszählung thematisierte.

Unser „Theater“ hatte ein Nachspiel. Wir mussten zum Schulleiter.

Aus einem Gärtnerbetrieb kam über die Hamburger Bürgerschaft eine Beschwerde an die Schule. Lehrer hätten in unverantwortlicher Weise die Volkszählung öffentlich vor den Schülern:innen in diskriminierender Weise lächerlich gemacht und sogar Tipps zum Boykott gegeben.

Doch die Schulleitung — Herr Grüner — spielte die Sache runter und es kam weiter nichts. Das waren die Höhepunkte in meiner Zeit an der Berufsschule Nr.13. Es war Zeit genug vergangen, um an eine neue Auszeit zu denken und auf Reisen zu gehen.

WIEDER AUF REISEN - DIESMAL INDIEN

Ja, wieso Indien? Es war zunächst nicht das neue riesige Land, die ganz andere Kultur, die Politik und Geschichte, die Landschaften und Menschen: Mahatma Gandhi, der mich in meiner Jugend, als Kriegsdienstverweigerer sehr beschäftigt hatte.

Nein, es war zunächst die Art und Weise der Hinreise nach Indien und zwar über Land durch diverse Länder.

Ich las es in der TAZ, ein Mann aus Süddeutschland bot die Reise nach Indien mit dem Bus über diverse Länder mit Wohnen im Bus an.

Für mich stellte es etwas ganz Besonderes in Aussicht: im Fahren die vorbeigleitenden Landschaften sitzend vom Dach des Busses aus genießen. Also, fast ein Gegenstück zu meiner Bootstour über den Atlantik vor zehn Jahren. In diversen Telefonaten mit dem Reiseveranstalter machte ich dann alles klar und dann kam die traurige Nachricht: der Reiseveranstalter war bei einem Flugzeugabsturz ums Leben gekommen. Diese Art der Anreise fiel aus, aber Indien blieb.

Datum: 11.01.1993, Eintrag in meinem Tagebuch: “Die Nacht des Fluges nach Delhi verging schnell. Sehr beengt, sitze neben der Bordküche. Ab und zu das Gefühl getragen zu werden, keine Angst, nachts um 2.00 europäischer Zeit stehe ich auf, gehe nach hinten und sehe aus dem Fenster. Unten im schwachen Morgendunst Lichter von Orten, sehr vereinzelt aber hell erstrahlend, vielleicht irgendwo in Pakistan.“

Wir landeten um sieben Uhr in Delhi. In der Flughafenhalle sah ich einen Mann, der einen sehr großen Instrumentenkoffer trug, eine Sitar war darin, wie ich später erfuhr und er käme auch aus Deutschland, aus Bayern, er sei schon einmal länger in Indien gewesen. In München hätte er als Straßenmusiker gearbeitet. Wir nahmen zusammen ein Taxi. Nach Old-Delhi wolle er fahren, dort seien die Hotels billiger. Es war noch sehr früh am Tage, aber die Straßen schon sehr voll. Überall Fahrradrikschas unterwegs: alles Männer, viele hatten Wolldecken um sich geschlungen, sahen aus wie Kriegsheimkehrer, die wohl zu ihren Arbeitsplätzen als Straßenarbeiter wollten. Am Straßenrand sahen wir viele großen Zelte, wohl die Arbeitsplätze der vielen Menschen. Alles war in graubraunen Farben gehalten, das Grün der Bäume war sehr spärlich, es war kühl hier in Nordindien so um die 10 Grad.

Der Taxifahrer war zunächst nicht davon abzubringen, nach Old-Delhi zu fahren und änderte erst seinen Kurs bis mein Mitfahrer aus Deutschland drohte, auszusteigen. Der Taxifahrer begann zu reden. Es gäbe jetzt gefährliche Zeiten in Indien. Hindus gegen Muslime: Der Streit würde von den Hindus ausgehen. Es ginge oft um heilige Plätze, Tempel und Moscheen. In letzter Zeit hätte es 20 Todesopfer gegeben. Die Hindupartei wolle, dass wir alle nach Pakistan gehen sollten. Offensichtlich war unser Taxifahrer ein Moslem. Wir sollten nach Goa gehen, dort sei es ruhig. Und sich als Ausländer von Streitigkeiten der Gruppen fernhalten, sonst könne das gefährlich sein.

Wir kamen schließlich an einem sehr großen rotgemauerten Gebäude vorbei, das Rote Fort, der ehemalige Palast des Maharadschas. Am Straßenrand saß ein Schlangenbeschwörer vor einem großen Korb und spielte auf einer Flöte, um die Schlange aus dem Korb zu locken. Mein bayrischer Mitreisender erklärte mir, was wir auf der Straße sahen. Dies seien Sadhus, heilige Männer oder einfach alte Männer, die betteln. Und diese Gruppe da von auffallenden Frauen seien Männer, kostümiert als Frauen, Transvestiten genannt Hirjas. Die würde ich öfter sehen, besser sei es zu wissen, was das sei, sonst könne es Überraschungen geben.

Das Hotel, in dem wir ankamen war ok. Mein Sitarspieler, der sich Gustav nannte, hatte mir eine erste Einführung in indische Verhältnisse gegeben. Der Taxifahrer was dazugegeben. So wurde mein Kulturschock Indien abgemildert.

Die nächsten Tage blieb ich in der Hauptstadt, war zu Fuß unterwegs, weil ich zunächst irgendwie Abneigung verspürte, eine Rikscha zu nehmen. Dann entschloss ich mich irgendwann doch und zu einer Rundfahrt durch Old-Delhi.

Es ging rund um das Rote Fort, ein riesiger Prachtbau, das Gandhi-Memorial, hier wurde Gandhi bei einer Kundgebung von einem radikalen Hindu ermordet. Darüber sehr gut nachzulesen bei Singh in seinem Buch über Delhi.¹⁴ Wir fuhren am Bahnhof vorbei, wo ich mir am nächsten Tag eine Fahrkarte nach Jaipur kaufen sollte, um das ganz große Delhi vorerst zu verlassen.

Ich würde noch zweimal in die Hauptstadt zurückkehren. Ich fuhr also über Nacht die 180 Kilometer nach Jaipur, der Pink-City. Im Zug nach Jaipur, solange es noch hell war, sah ich aus dem vergitterten Abteil, in dem ich mit einem schweigenden Inder allein Platz genommen hatte. Ich notierte alles, was ich sah und bemerkte.

Eintragungen aus meinem Reisetagebuch.

¹⁴) Khushwant Singh, Delhi, Hamburg, 1995

„Ich sehe eine Draisine/Streifenhörnchen auf einer Mauer/Affen auf dem Gepäckträger eines Rades/ eine Frau gräbt Baumwurzeln aus, wohl für Feuerholz/viele Rapsfelder/ Wasserlöcher und -tümpel, sonst kaum Wasser, trockene Flächen/freilaufende Schweine/viele Flechtbetten vor einfachsten Hütten/schönes Grün: Reis/fremdartige Vögel/Abteil, wie ein Käfig mit Gittern vor den Fenstern und von innen zu verriegeln/auf dem Bahnsteig steht ein Kind und bittet mich durch die Glasscheibe an. Ich öffne einen Spalt und gebe dem Kind eine Packung Kekse/der Mitreisende ist schweigsam/sein Name und Alter stand auf einem Zettel, wie meiner auch, auf einem Zettel außen am Abteil/der Kontrolleur kommt/es dauert schon eine Stunde und zehn Minuten, um aus Delhi rauszukommen/jetzt alle paar Minuten ein Halt/der nächste, der Ort BIWASAN eine Stunde und zehn Minuten nach Delhi/auf dem Bahnsteig liegt ein frisches Gerippe, an dem ein Hund nagt/die „Slumbuden“ an der Strecke sind wahrscheinlich Haufen mit Bahnschotter/endlich auf dem Lande/viele halbfertige Häuser/immer wieder indische Szenen, bestimmte Körperhaltungen der Menschen, besonders der Frauen, aufrechte Haltungen und schöne Farben der Saris/die Gebäude der Bahnhöfe sind graubraun, die Nebengebäude, wie Wassertanks, sind Rosaocker /unsere Lok ist eine Dampflok/der Zugkellner kommt und nimmt Bestellungen auf/ich bestelle etwas/das Abteil innen grau gestrichen/sehe Tempel mit roten Fähnchen/alle Männer auf den Bahnsteigen sind schnauzbärtig/sehe Hirten mit einer Ziegenherde/sie tragen lange Stangen mit einer sichelartigen Klinge, wohl um Blätter und Äste von den wenigen Bäumen zu rupfen, für die Ziegen/Wald sehe ich gar nicht/zwischen lichtem Gebüsch ein nackter Hintern beim Kacken/der Zugkellner kommt/zwei Toastscheiben mit Omelett und ein kleiner Tontopf Tee/der Toast schmeckt muffig/muss auf die Toilette: ein Stehklo.an der Wand ein längerer Spruch mit Filzstift geschrieben:“Sex,mainly fucking is the divine given key to god/der Schreiber gibt sich als Student zu erkennen/Zwei alte Inderinnen hocken auf einem Flechtbett vor einem Bahnwärterhäuschen. Sie tragen auffällig große Hornbrillen. Ich denke an zuhause, wo der nächste Optiker für die III. Welt Brillen gesammelt hat/ es wird dunkel und die Gegend wird hügeliger.“

Ich schließe meinen Rucksack mit einem Vorhängeschloss an und strecke mich zum Schlafen aus. Noch etliche Stunden bis Jaipur. In Jaipur ein Hotel genommen und am nächsten Tag gleich auf die Straßen dieser pinkfarbigen Stadt. Tatsächlich die Häuser der Innenstadt mit breiten Straßen, alles in Pink. Der Maharadschah vor 200 Jahren wollte es so. Im Zentrum der „Palast der Winde“ ein vierstöckiges Fassadengebäude, in dem die Frauen des Maharadschas hinter vergitterten Fensterhöhlen saßen und auf die Straße sehen durften. Ein wunderbares Gebäude. Ich bleibe einige Tage im Ort. Besuche das ehemalige Palastgebäude vor der Stadt und treffe eine Studentin aus Kopenhagen, Pernille. Sie ist schon mehrere Monate in Indien und hat auf einer Baustelle geholfen. Wir treffen auf eine Gruppe von Männern und werden zusammen auf eine Hochzeit eingeladen. Sie findet in einem großen Zelt statt. Es wird zunächst allen Hochzeitsgästen die Braut präsentiert, die auf einem geschmückten Podest auf einem Sessel sitzt. Später kommt der Bräutigam hoch zu Pferde im Kostüm eines Maharadschas hinzu. Ich stand in der Menge neben Pernille. Die Hochzeitsgäste, überwiegend Männer, machten sich den Spaß uns aufzufordern, gleich mit zu heiraten.

Die Mitgift war neben der Braut aufgebaut: Motorroller, Kühlschrank und allerhand brauchbare andere Gegenstände. Die Mitgift der Braut ist für die Eltern des Bräutigams von entscheidender Bedeutung: Je mehr und teurer, desto besser. Außerdem geht die Braut in den Haushalt der Eltern des Bräutigams über. Hier muss sie im Haushalt arbeiten, wird ausgebeutet und ist nicht immer wohlgekommen. Ihre Schwiegermutter ist ab jetzt ihre neue Gebieterin.

Ich will weiter in den Norden Indiens in die Wüste THARR.

Dort besuchte ich die Wüstenstädte Bikaner und Jaisalmer, gelegen auf ehemaligen Handelsrouten durch die Wüste nach Pakistan. Dort nahm ich mehrere Tage an einer Safari hoch zu Kamel teil. Ich fuhr dann über der blauen City Jodhpur und über Udaipur nach Aurangabad.

Von hier aus war es eine kurze Busfahrt zu den Felsentempeln von Ellora und Ajanta. Diese aus dem Felsen in Jahrhunderte langer Arbeit herausgemeißelten, circa 70 Meter hohen und 100 Meter tiefen Tempelbauten waren für mich so faszinierend, dass ich mich den ganzen Tag dort aufhielt. Ich ging in den Bauten hin und her, auf alle Stockwerke, sogar auf das Felsendach und nahm die diversen Säulenreihen so oft ich konnte in Augenschein. Ich maß die Räume mit Schritten aus und fand überall Gleichmaß und Proportionalität. Wie konnte es sein, dass über lange Zeit so ein Bauwerk entstehen konnte? Gab es einen ursprünglichen Plan, eine Bauaufsicht? Welche Menschen hatten das vollbracht?

Von allen Bauwerken, die ich gesehen hatte, kam vielleicht nur die Hagia Sophia in Istanbul, dem nahe, was ich hier sah.

Von Bombay aus flog ich nach Kerala, ganz im Süden Indiens und blieb zunächst in der Hauptstadt Cochin. Hier gab es die Gelegenheit, das traditionelle indische Theater, das Kathakali-Theater zu besuchen.

Ich erhielt von der Theaterleitung die Genehmigung im Freien vor dem Bühnenraum das Schminken und Kostümieren der Schauspieler zu beobachten und zu fotografieren, eine der schönsten Momente meiner Indienreise.

Von Cochin fuhr ich nach Varkala-Beach, wo ich länger blieb und dann an das Südkap des indischen Subkontinents.

Aus meinem Reisetagebuch:

“Lande nach längerer Bahnfahrt am Südkap Indiens, dem Cap Comorin in Kannijakumari, finde ein günstiges Hotel und gehe zum Südkap Indiens und stehe hier am Endpunkt gegenüber von Sri Lanka. Hier habe dieses starke geografische Gefühl an einem Endpunkt zu stehen, wo es zu Ende ist, nicht weitergeht, ein Gefühl, wie ich es vielleicht in England hatte, als ich am Lands End stand oder natürlich später auf einer anderen Reise als mein Standpunkt das Kap der Guten Hoffnung in Südafrika war oder später nochmal nach Südamerika und zwar nach Patagonien und Feuerland, als ich hoch über Ushuaia stand und den Beaglekanal Richtung Atlantik hinabsah.

Hier am Südkap Indiens kurz vor Sonnenuntergang stehen die Inder dicht gedrängt nebeneinander getrennt nach Frauen und Männern in langer Reihe, um den Sonnenuntergang zu erleben. Gegenüber an der anderen Straßenseite steht ein Großes Standbild, das Gandhi-Memorial mit der Asche Gandhis.

Ich lese im Reiseführer Hermann Hesses Zitat zu Gandhis Ermordung:

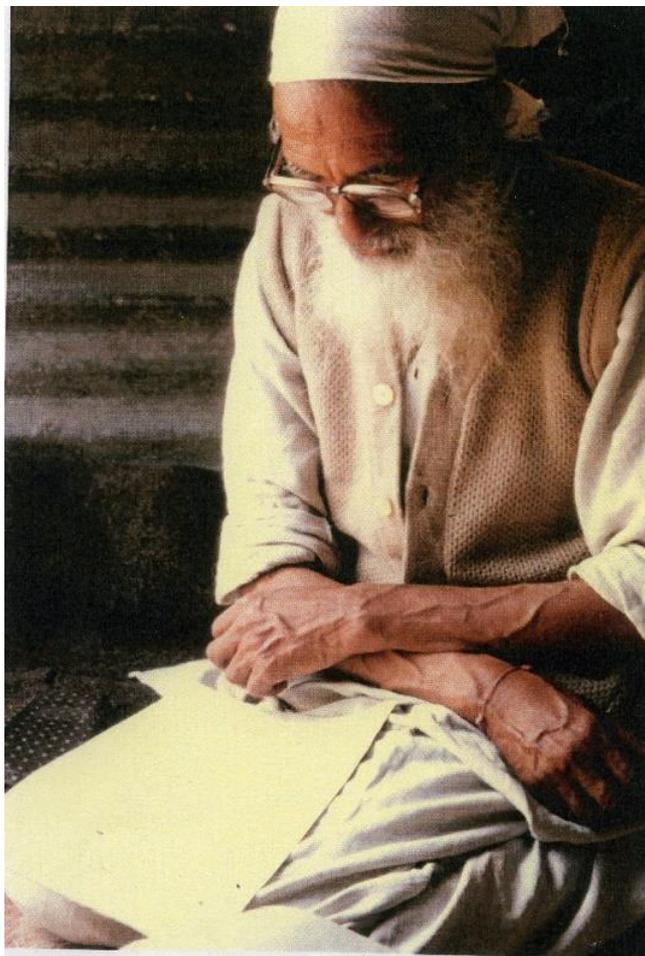
“Sein Tod war die gewissermaßen legitime Antwort der Welt auf Gandhis Leben und Werk, so wie Golgatha die folgerichtige Antwort auf Jesus war.“

Von hier aus reiste ich nach Norden über Euroville — fand nicht viel von der ehemaligen internationalen Kommune, bis auf einen großen Tempel, der gerade im Bau war und fuhr dann weiter nach Madras. Meine Reise nach Indien war in keiner Weise ein esoterisches Unternehmen. So habe ich mich in keinem Ashram für Meditationen oder Ähnlichem aufgehalten.

Später in Rischikesh, am Fuße des Himalayas, wollte ich einen Ashram von Innen sehen, nicht nur die Mauern von außen. Aber Wachpersonal wies mich barsch ab. Nichts für Touristen, nur für Inder der obersten Kaste. — Ach so!

Von Madras aus fuhr ich nach Varanasi, der allerheiligsten Stadt am Ganges, der Fluss, der dir alle Wiedergeburten erspart, wenn du am Fluss eingäschert und dann deine Asche dem Fluss übergeben wird.

Ich fuhr dann über Kajuraho und Agra und über Delhi an den Fuß des Himalayas nach Theri. Hier hatte ich eine Adresse eines in ganz Indien bekannten Umweltschützers Sunderlal Bahaguna.



Bahaguna, Leiter der Chipko Bewegung und Träger des Alternativen Nobelpreises, in Norden Indiens

Er war Träger des Alternativen Nobelpreises und Kämpfer gegen den geplanten Theri-Staudamm. Übrigens hatte Bahaguna am Salzmarsh, das war um 1930, initiiert von Gandhi, teilgenommen. Gegen den Staudamm engagierte sich Bahaguna, weil der entstehende Stausee weite Flächen des Bergwaldes, der ökologisch wichtig war, überfluten würde. In meinem Hotel erfuhr ich den Aufenthaltsort Bahagunas, nämlich unten im trockengelegten Flusstal. Ich ging dort hin. Auf dem Boden des

trockengelegten Flusses stand eine Hütte und ich traf Bahaguna dort an. Etwa 300 Meter entfernt war das Fundament der Staumauer zu sehen. Ich hatte den Aufenthaltsort Bahagunas von einer Berliner Umweltschutzorganisation bekommen und in meinem Gepäck hatte ich ein Mitbringsel für ihn, die Baupläne für einen großen Solarkocher von einer bayrischen Berufsschule und schon ein Fertigteil des Kochers, die aus Aluminium gemachten Lamellen des Solarreflektors. Ich wurde herzlich begrüßt und mein Solarkocher sehr dankbar angenommen. Ich blieb zwei Tage, nicht länger, was ich eigentlich vorgehabt hatte. Ich half Bahaguna beim Ordnen seiner Korrespondenz und übersetzte einige Briefe aus Deutschland ins Englische. Ich wollte länger bleiben und eine Fotoserie über den Ort und Bahaguna machen. Aber ich wurde gewarnt. Die Gegner Bahagunas und militanten Befürworter des Damms aus der Bauindustrie würden vor Gewalt gegen Unterstützer Bahagunas nicht zurückschrecken.

Es gab sogar ein Beispiel von einem schrecklichen Vorfall gegen die Unterstützer Bahagunas. Ein anfahrender Bus mit Demonstranten und Unterstützer Bahagunas wurde einen Abhang hinuntergestürzt und es gab sogar Todesopfer und eine Polizei, die den Fall nicht untersuchte.

Aus meinem Reisetagebuch Tag: 14.4.1993:

“Ich spreche mit Bahaguna. Er sagt, die Chipkobewegung (so wurde Bahagunas Bewegung auch international genannt) sei die neue Gandhi-Bewegung. Früher, zu Lebzeiten Gandhis, sei es um die Freiheit Indiens gegangen. Jetzt gehe es um die Erhaltung der Lebensgrundlagen. Ich fragte nach der Umwelterziehung an den Schulen in der Gegend und ob der Theridamm und seine Schäden für die Gegend Thema sei. Bahaguna sagt, die Lehrer als Staatsdiener hätten Angst darüber zu unterrichten. Er selbst hätte einmal versucht, von einem Lehrer eingeladen, vor den Schülern zu sprechen, sei aber vom Schulleiter der Schule verwiesen worden...”
Ich berichte Bagahuna von meiner Erfahrung mit männlichen Studenten auf dem Campus der Universität von Varanasi. Das waren sicher Mitglieder der BJP (die extrem rechte und nationalistische Hindupartei, die auf meiner Reise nach Indien noch keine Rolle spielte, aber jetzt die Regierungspartei in Indien ist), als ich dort im Gespräch mit den Studenten Gandhi ins Gespräch brachte und starke Feindschaft erntete.
Was bedeutet Gandhi heute in Indien? Hat er so wenig bewegt und bewirkt, weil einfach die soziale Frage nicht auf seinem Programm stand. Ich fragte Bahaguna, ob die BJP eine reale Gefahr sei. „Nein“, war seine Antwort“. Die BJP ist keine Gefahr“. Diese Partei würde keinen Erfolg haben, denn wir würden doch im wissenschaftlichen Zeitalter leben, die angemessene Religion sei die einer umfassenden Liebe. Und Gandhi, so war Bahagunas Ansicht, hätte in der indischen Gesellschaft eine Art Basisarbeit geleistet, sodass die BJP keine Chance hätte.
Doch, hatte sie, unangefochten, so scheint es.

Indien heute: Der Ungeist, der Aberglaube, getarnt als Religion (oder ist Religion grundsätzlich nur „Opium für das Volk“ (so Karl Marx) und das Kastensystem triumphieren viel effektiver als das Klassensystem bei uns. Besonders auf dem Land, in den Dörfern herrscht Korruption.

Nach Schätzungen der UNO sind zwei von drei Frauen von häuslicher Gewalt betroffen. Unzählige Geschichten aus der grauenhaft endemischen Gewalt gegen Frauen und Mädchen kommen endlich ins öffentliche Bewusstsein in Indien, die hundertfachen Selbstmorde und Selbstverstümmelungen werden thematisiert, aber all das wird noch lange nicht staatlich untersucht und verfolgt. Die auf dem Lande gängige Korruption schiebt einen Riegel davor.

Das Kastensystem ist die Grundlage des schreienden Unrechts, so einzigartig in Indien, wo doch Indien so von europäischen, bürgerlichen Bildungsreisenden bevorzugt wird. Ich selbst war auf meiner Indienreise völlig überfordert, unfähig, die politischen, ökonomischen und kulturellen Zusammenhänge zu begreifen oder mich entsprechend zu informieren, zu bilden und vorzubereiten. Das lag auch an meinem fast kopflosen Entschluss nach Indien zu reisen.

Ich war überschwemmt von den täglich neuen visuellen Eindrücken und Anreizen. Ich fotografierte viel, ca.30 Diafilme voll.

Und im Dezember 1986 bekam ich die Gelegenheit meine Fotos unter dem Titel: "Aufgenommen in Indien, Reisebilder" in der Fotogalerie der Hamburger Staatlichen Landesbildstelle Kieler Straße zu zeigen.

Wenn ich nicht ganz zuletzt vor dem Rückflug nach Deutschland etwas in die Hand bekommen hätte, hätte meine Reise nach Indien als Enttäuschung und Versagen gewertet werden müssen.

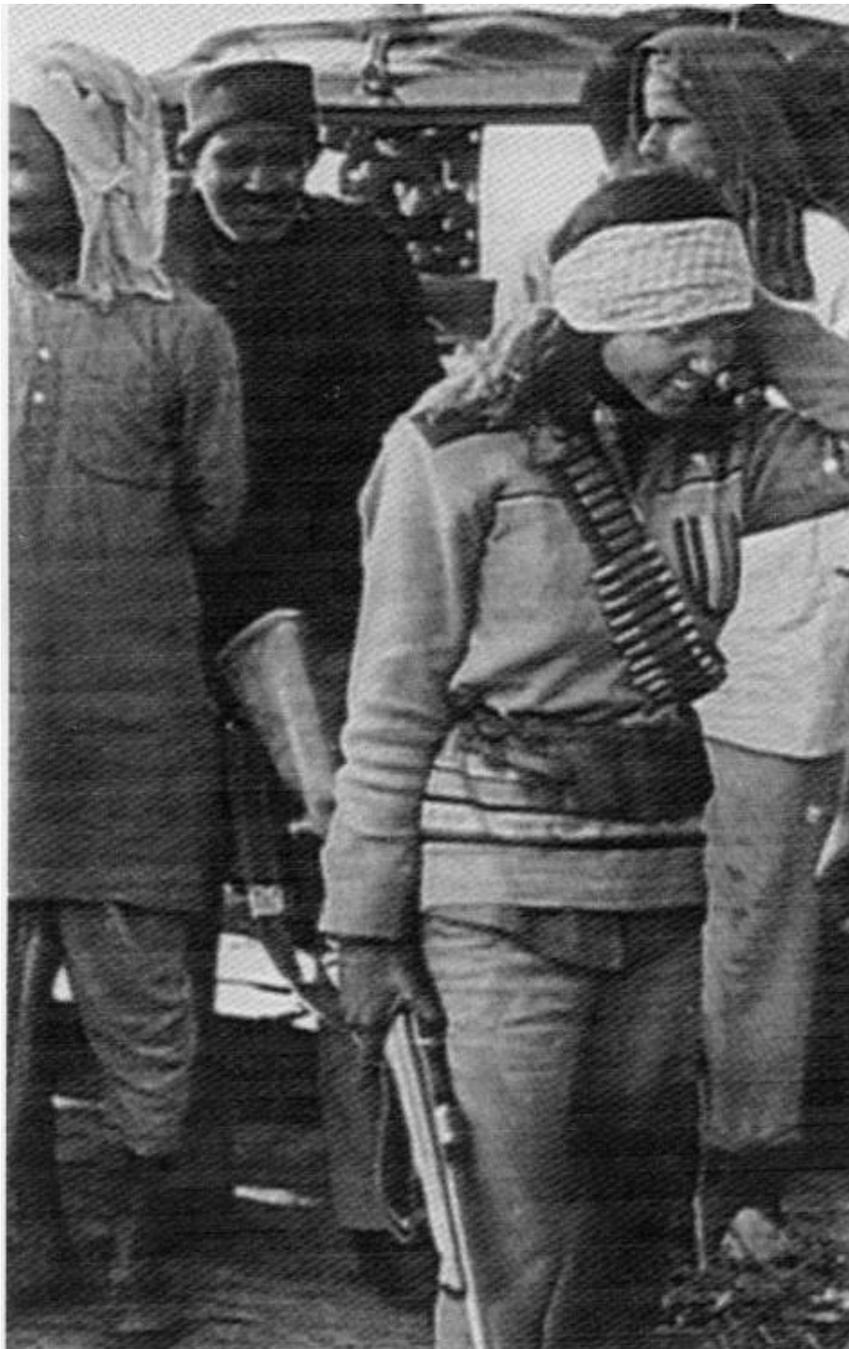
Ich hielt mich in Delhi vor dem Abflug nachhause, tagelang in der Eingangshalle meines Hotels auf, um auf den Abflug zu warten, weil es in der Hotelhalle wegen der großen Hitze angenehmer war.

Da muss jemand auf den Tisch vor mir ein Buch abgelegt haben, das von mir verschlungen wurde. Vielleicht hat derjenige, der dieses Buch vor mir hinlegte, mich ausgesucht. Ja, DER soll es lesen! Danke!

Es war ein Sachbuch der wirklich existierenden, aber nun ermordeten, berühmt gewordenen „Bandit Queen“ oder Rebellin, mit Namen Phoolan Devi.¹⁵ Sie wurde, wie so oft in Indien, mit zehn Jahren verheiratet, vielfach missbraucht und von ihrem Mann misshandelt. Sie floh zurück zu ihren Eltern, wo ihr Martyrium erst richtig begann, sie schloss sich einer Banditengruppe aus Wut und Rachsucht an, wurde die Geliebte des Anführers und als der bei einem Überfall starb, wurde sie die Anführerin. Sie stellte sich schließlich der Polizei und legte auf einer Kundgebung ihr Gewehr nieder und musste für zehn Jahre ins Gefängnis. Übrigens ohne Gerichtsverhandlung. Danach bewarb sie sich für eine Kommunistische Regionalpartei als Abgeordnete für das Parlament in Delhi. Sie wurde gewählt.

Nach einer Wahlperiode allerdings nicht wieder, obwohl sie in Dörfern Verbesserungen durchgesetzt hatte. Schließlich und das hatte sie vorhergesehen wurde sie auf offener Straße ermordet, angeblich von Verwandten ihrer Mordopfer, die aber auch ihre ehemaligen Vergewaltiger gewesen sein sollen. Als endlich der Tag meines Abflugs nachhause gekommen war, ließ ich das Buch in der Hotelhalle liegen. Es würde bestimmt anderen Touristen wertvolle Einblicke in die indischen Verhältnisse geben.

¹⁵ Phoolan Devi, die Rebellin, Hamburg, 2012



Phoolan Devi, die indische Bandit-Queen, stellt sich der Polizei, 1983, mit Phoolan Devi, die Rebellein, Hamburg, 2012

Zurück in Deutschland kamen bald die schulischen Sommerferien. Ich fuhr mit meiner damaligen Freundin, Gerlinde Lange nach Schottland auch um Wale zu sehen vor der Küste. Ich hatte noch ein Jahr Beurlaubung von der Schule und wollte noch eine zweite Reise starten.

WIEDER AUF REISEN

Es hatte mehrere Gründe, die mich wieder nach Lateinamerika trieben und nicht in andere Weltgegenden.

Auf meiner ersten Reise nach Lateinamerika kam ich ja nur bis Bolivien. Den südlichen Teil des Subkontinentes, Patagonien und die Insel Feuerland hatte ich noch nicht gesehen. Der Süden Lateinamerikas blieb als Reiseziel sehr verlockend Insbesondere

PATAGONIEN, mal großgeschrieben hier, war für mich ein magisches Wort, das sowohl Einöde und Leere - zwei Einwohner auf einen Quadratkilometer — als auch Erhabenheit und Großartigkeit im Osten an den Küsten des Atlantiks als auch im Westen in den großen Bergen versprach.

Dazu war im Gegensatz zu Indien alles überall leer und unberührt, die pure Landschaft. Die Orte und kleinen Städte bis zu 300 km voneinander entfernt.

Eine Landschaft der Dinosaurier und der angeblichen Ufo-Sichtungen und der endlosen Schafweiden im Süden und das Land der Gauchos.

Dazu kam eine Anzeige aus der TAZ: Überwintern in Patagonien, bei einem Mann namens Alberto, Immigrant aus Barcelona. Mit eigener Unterkunft in einer Hütte im Wald. Alberto wolle Deutsch lernen und selbst Spanisch unterrichten. Die Vorstellung PATAGONIEN nahm für mich Realität an. Alberto wollte, dass ich so schnell wie möglich komme. Das Wetter war tagsüber schon angenehm warm, nachts noch kalt, so gerade um die Null Grad, also für den Frühfrühling auf der südlichen Halbkugel angemessen.

Im Rucksack hatte ich natürlich auch das Buch über Patagonien. Ein Reisebuch, wie ein Roman geschrieben, ganz wunderbar zu benutzen wie ein Reiseführer. Nur Engländer können solche Reisebücher schreiben, so wie auch eins über Australien. Der Autor hieß Bruce Chatwin. Chatwin schrieb über Menschen, die in Patagonien und Feuerland siedelten, dorthin auswanderten oder dorthin flüchteten, wie die berühmten nordamerikanischen Gangster Butch Cassidy und Sund Kid.¹⁶ Er schrieb auch über den englischen Farmer Lucas Bridges, Anthropologe, der die Sprache der Feuerland-Indianer studierte und schätzte.¹⁷

Also, los! Erneuter Abschied von Gerlinde. Diesmal ja nur drei Monate auf Reisen und viele und regelmäßige Briefe und Telefonate.

Schnell nach Frankfurt und Flug nach Buenos Aires und dort mit dem Stadtplan auf der Suche nach meinem vorgebuchten Hotel der billigsten Sorte.

Ich spreche dort auf der Straße einen Mann mittleren Alters an und frage nach der Straße meines Hotels. Der Mann auf der Straße fragte: Deutscher?

Ja, antwortete ich. Und die Folge war: er nahm Haltung an, brüllte „Heil Hitler“ und machte den Hitler-Gruß.

Mein Zimmer stellte sich für immerhin für 15 \$ als eine Art Besenkammer ohne Fenster nach außen mit einer Luke zum Flur hinaus.

Ich dachte: Ach her jeh, wo bin ich gelandet!

Zum Glück wiederholte sich dieses Erlebnis aber nicht. Das lag sicher daran, dass ich in der Aussteigerkommune bei Alfredo nur Linke traf. - Natürlich -, Buenos Aires fand ich sehr runtergekommen, die baufälligen Häuser, wie Burgen aus der Gründerzeit, vollgepflastert mit Werbung. Ich ging in eine Pizzeria an der Plaza soundso, wo es die größten Pizzas der Welt geben sollte, ja, circa einen halben Quadratmeter groß.

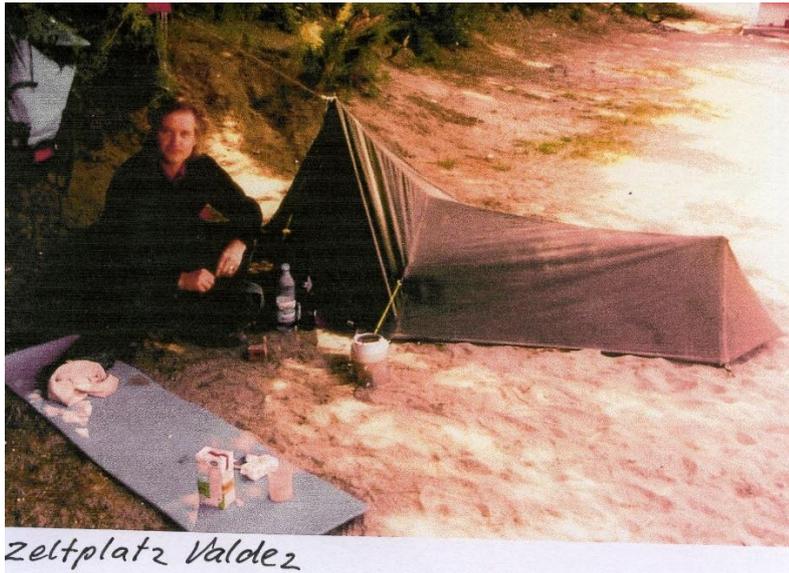
Während ich aß, stellte sich ein Junge neben meinen Tisch im Restaurant und sagte, fast mit letzter Kraft: „tengo hambre“ Hunger! Ich fragte den Kellner, ob es viele Straßenkinder in Buenos Aires gebe.“ Si, muchos“, sagte er.

¹⁶ Bruce Chatwin, In Patagonien, Hamburg 1984

¹⁷ E. Lucas Bridges, Uttermost Part of the Earth, New York, 1949.

Argentinien befand sich in einer Zeit tiefster Depression. Der IWF hatte drastische „Reformen“ gegen Argentinien verhängt. Der argentinische Peso war jetzt gleich einem Dollar. Entsprechend teuer war alles. Das schäbige Frühstück im Cafe: ein Milchkaffee und zwei media lunes kosteten mal eben fünf Dollar.

Also blieb ich nur kurz in Buenos Aires, von den Tango Cafes habe ich leider nichts mitbekommen. Ich fuhr per Bus ab zu meinem ersten Ziel, der Halbinsel Valdes an der Atlantic Küste nach Puerto Madryn. Dort gibt es Wale zu sehen, nein besser, zu ERLEBEN, die größten Wale auf der Südhalbkugel, 30 Meter lang, viele Tonnen schwer und ganz nah zu erleben, vom Boot und vom Strand aus. Ich blieb zwei Wochen auf der Halbinsel im Zelt im Windschatten einer großen Düne.

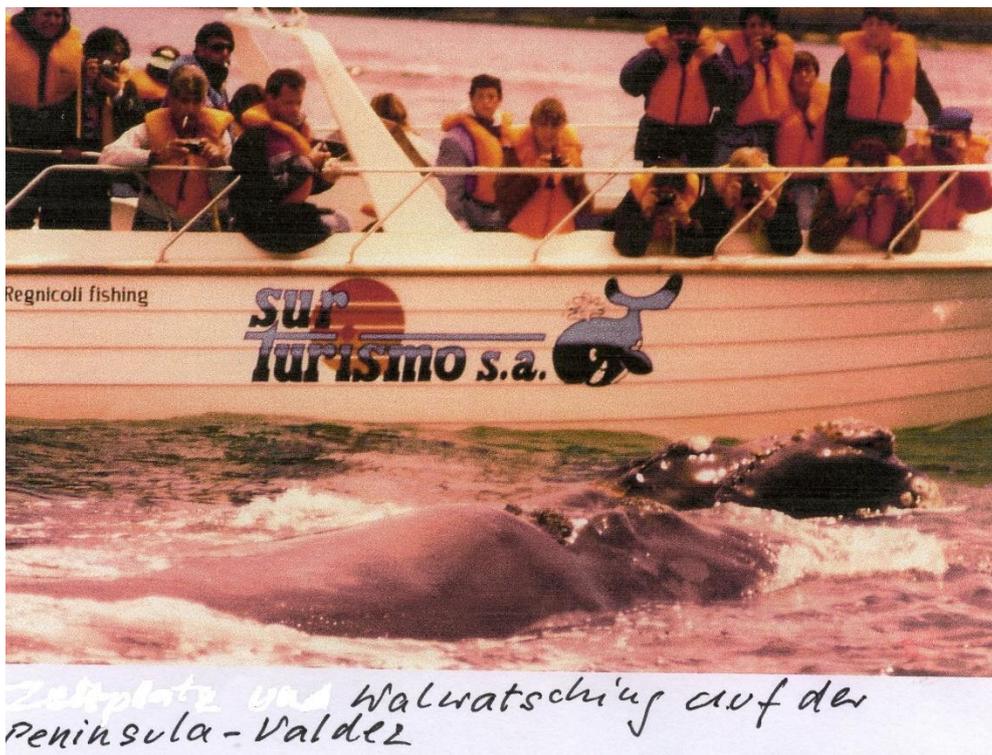


Tagsüber angenehm warm und nachts empfindlich kalt. Ich traf auf viele andere Touristen, auch aus Deutschland, darunter einen jungen Mann namens Christoph, ein Lehrersohn aus Süddeutschland, den ich zweimal auf meiner Reise zur Insel Feuerland wiedertraf.

Weiter aus meinem Reisetagebuch:

“Montag, den 1.11.1993 in Puerto Pyramides (Halbinsel Valdez), morgens bekommen wir (andere Touristen und ich) Nachricht, uns in die Passagierliste für die Wالتour einzutragen. Gemacht und um 12.00 sind wir alle am Steg, wo das kleine Motorboot ablegt. Schwimmwesten über, etwas warten und dann ins Boot. Der Bootsführer, ein junger Mann ist sympathisch. Wir fahren zu zwei Walen, eine Mutterkuh und ein zweimonatiges Kalb, erklärten der Bootsführer. Wir sehen die Köpfe der Wale, sehen schemenhaft die Körper der Wale, hören das sehr laute Atmen der Tiere, sind ihnen nahe. Ich bin berührt, andächtig schau ich, lasse erstmal das Fotografieren, schaue und nehme auf, erlebe den einmaligen Moment. Aber die Wالتour vergeht schnell. Der Bootsführer erklärt noch Größe, Alter und Gewicht der Wale. Das Walkalb ist zwei Monate alt. Wiegt drei Tonnen. Trinkt jeden Tag 250 Liter Milch. Ich gehe von Bord und dann am Strand entlang und dann hoch zur Kante der Steilküste. Von hier oben höre ich das stöhnende Atmen der Wale, ich sehe

jetzt die ganzen Körper der Wale, es sind gleich mehrere, ein Bulle scheint sich einer Walkuh mit ihrem Jungen zu nähern. Das Gebrüll artige Atemgeräusch der Wale ist vielleicht ein Brunstruf. Die Bullen kommen jedes Jahr in die Boca Nova von der Peninsula Valdes, die Walkühe nur alle drei Jahre, um hier ihre Jungen zu gebären.“



Zeltplatz und Walwatschung auf der Peninsula - Valdes

Nach zwei Wochen auf Valdes brach ich dann in Richtung El Bolson zu Alfredo, dem Spanier auf. Mit dem Bus fuhr ich 800 Kilometer quer durch den Kontinent. Der Bus hielt nur in wenigen Orten. Die Landschaft war grandios, Steppe mit wenigen Flussläufen, die Bäume, überwiegend Pappeln, einige Hügel.

An einer Haltestelle stieg Christoph zu. Er war einige Tage vor mir losgeradelt und hatte sich auf den weiten Weg in den Westen Patagoniens gemacht, um dort auf die Straße nach Süden zu kommen. Ich war glücklich, ihn wiederzusehen. Er erzählte, jetzt den Bus nehmen zu wollen, weil bei heftigem Gegenwind kein Fortkommen auf dem Rad gewesen sei. Er hätte auf seiner Radtour mehrere Tage mit Gauchos verbracht, Wanderarbeiter zu Pferde mit denen er nachts zusammen campiert hätte. Sie hätten abends lange miteinander geredet, auch gestritten, aber auch zur Gitarre gesungen, getrunken, aber wohl nur Maatete. Ich kramte gleich in meinem Rucksack und holte eine Kopie mit einem Gedicht über die Gauchos von dem argentinischen Dichter Borges heraus. Ich las es vor:

Die Gauchos

Wer hätte Ihnen gesagt, dass ihre Vorfahren übers Meer gekommen waren, wer hätte ihnen gesagt, was ein Meer ist und seine Wasser.

Sie waren Mischlinge vom Blut des weißen Mannes und achteten ihn gering. Mischlinge vom Blut des roten Mannes und waren seine Feinde.

Viele werden nie das Wort Gaucho gehört, oder sie werden es als Beleidigung gehört haben.

Sie erlernten die Wege der Sterne, die Gewohnheiten der Luft und des Vogels, die Weissagungen der Wolken des Südens und des Mondes mit einem Hof.
Sie waren Hirten der wilden Rinder fest auf dem Wüstenpferd, das sie heute Morgen gezähmt haben, Lassowerfer, Treiber Feldjäger, manchmal Banditen; einem, dem man lauschte war der Payador.
Er sang ohne Hast, weil es langsam tagt und hob nicht die Stimme.
Es gab tigerjagende Peones, der linke Arm vom Poncho geschützt, grub der rechte das Messer in den Bauch des Tieres, wenn es sich reckte und sprang.
Die bedächtige Zwiesprache, der Mate und die Karten die Formen ihrer Zeit.
Im Unterschied zu anderen Landsleuten waren sie der Ironie fähig.
Sie waren geduldig, keusch und arm. Die Gastfreundschaft war ihr Fest.
Manch eine Nacht stürzte sie der streitsüchtige Alkohol der Samstage ins Verderben.
Sie starben und töteten in Unschuld.
Sie waren nicht fromm, abgesehen von dunklem Aberglauben, aber hartes Leben lehrte sie den Kult des Mutes,
Stadtmenschen fabrizierten ihnen eine Mundart und eine Poesie ländlicher Metaphern.
Sicherlich waren sie keine Abenteurer aber ein Viehtrieb führte sie weit und noch weiter die Kriege.
Sie gaben der Geschichte keinen einzigen Caudillo. Sie waren die Männer von Lopez, von Ramirez, von Artigas, von Quiroga, von Ricardo Lopez, der Urquiza töten ließ, von Penazola und von Saravia.
Sie starben nicht für dies abstrakte Ding, Vaterland, sondern für einen zufälligen Herrn, einen Zorn oder weil eine Gefahr sie einlud.
Ihre Asche liegt verloren in entlegenen Gegenden des Kontinents, in Republiken, von deren Geschichte sie nichts wussten, auf heute berühmten Schlachtfeldern.
Hilario Ascasubi sah sie singen und kämpfen.
Sie lebten ihr Schicksal wie in einem Traum, ohne zu wissen, wer oder was sie waren.
Vielleicht geht es uns ebenso.¹⁸

Christoph las den Text andächtig, besonders die letzten Zeilen, wo die Gauchos und ihr Leben dem Dichter als Methapher dienen. Wie im Traum das Leben leben, trifft vielleicht zu!

Doch Christoph war sehr jung, hätte mein Sohn sein können.

Wir trennten uns wieder nach zwei Tagen und wussten nicht, dass wir uns noch einmal wiedertreffen würden. Das war in Ushuaia der allersüdlichsten argentinischen Stadt Lateinamerikas etwa fünf Wochen später.

In der Zwischenzeit war ich drei Wochen Gast bei Alfredo, lernte die Leute der Aussteigerkommune kennen, sehr international, Ich schloss mich dann einer Wandergruppe aus München an und war dann in Chile angekommen.

Blieb nicht lange und machte mit dem Schiff eine Fahrt zum Gletscher SAN RAFAELL, dem größten Inlandgletscher Südamerikas.

Schließlich wieder in Argentinien war ich in Commodore Rivadavia einer ziemlich bizarren Hafenstadt angekommen. Ich blieb einige Tage und suchte einen abgelegenen Pier des Fischereihafens auf. Ich wäre gerne mit einem der Trawler rausgefahren um

¹⁸ Jorge Luis Borges, Schatten und Tiger, Gedichte 1966 — 1972, Frankfurt am Main 1994

den Fischfang zu erleben. Das ging leider US Versicherungsgründen nicht. Am Pier bot sich ein Schauspiel: Zwischen den Fischerbooten schwammen dicht unter der Wasseroberfläche sehr große braunrote Robben. Eine der Robben hatte es auf den Pier geschafft und sich zwischen den parkenden Lastwagen aufgebaut. Sie wartete auf Fische die ihr Touristen hinwarfen. Als ich der Robbe einen Fisch hinhielt nahm das Tier ihn vorsichtig ab.



Von Commodore Rivadavia flog ich nach Ushuaia. Jetzt war ich auf der Insel Feuerland, mein zweites Ziel auf dieser Reise nach Patagonien. Es war Weihnachtszeit und schwer in der Stadt unterzukommen. Ich sah mir den Ort an und stieg auf einen Skiberg am Rande der Stadt und hatte einen wunderbaren Ausblick den Beagelkanal hinunter, an dem Ushuaia liegt, einen Blick Richtung Atlantik, ein Blick auch in die Richtung der Bucht am Beagelkanal, wo das Haus von Lucas Bridges zu finden ist. Dort wollte ich unbedingt hin. Ich hatte über Bridges in dem Buch über Patagonien von Chatwin gelesen.

Ich begann mich sehr stark für die Feuerlandindianer zu interessieren und für das Engagement für sie von Lucas Bridges, einem Engländer, der etwa 1850 nach Feuerland ausgewandert war, dort am Beagelkanal siedelte und mit seiner humanistischen Einstellung enge Beziehungen zu den nomadisierenden „Indianern“ aufbaute, ihr Vertrauen erwarb, sie vor den englischen Schafzüchtern schützte, ihre Sprache lernte und sogar ein Wörterbuch über ihre sehr wortreiche Sprache verfasste. Die Engländer und andere Nationen, wie die Spanier, die Deutschen und andere hatten im 19. Jahrhundert größtes Interesse an Feuerland, weil es hier auch außer Cap Horn, einen Seeweg vom Atlantik in den Pacific gab. Das änderte sich mit dem Bau des Panamakanals. Ich fuhr den Beagelkanal runter Richtung Atlantik und stand ganz andächtig vor dem Haus von Bridges, einem Bau aus Stein mit einem roten Dach aus Wellblech.

Das war übrigens am 26. Dezember 1993. So steht es in der Widmung, die mir Thomas Goodall in das Buch von Bridges geschrieben hat, ein Urneffe und jetziger Betreiber der Bridges Farm.

Wir, die Passagiere des Schiffes, das uns von Ushuaia zur Haberton Farm von Bridges gebracht hatte, besichtigten die Farmgebäude, darunter einen großen Schuppen mit Geräten und Booten aus der Zeit von Bridges.

Auf der Rückfahrt nach Ushuaia begann ich gleich in Bridges Buch zu lesen, ein wahres Ausnahmewerk. Welch ein Unterschied zu dem mörderischen und ausbeuterischen

Verhalten der sonstigen Kolonisten Feuerlands. Die Ureinwohner galten ihnen als Wilde, als Unzivilisierte, als Gottlose und Menschen ohne jede Moral, gar als Kanibalen, die ohne jeden Skrupel ausgerottet werden konnten. Für den Abschuss eines Feuerlandindianers wurde dem Mörder ein englisches Pfund Belohnung bezahlt, wenn man das Ohr des Opfers vorwies. Das amerikanische Winchester-Gewehr erwies sich als die geeignete Mordwaffe, von der reichlicher Gebrauch gemacht wurde. Die Indianer waren am Verhungern, ihre bevorzugte Nahrung, das Fleisch der Guanakos. Sie waren fast ausgestorben, von Weißen abgeschossen.

Das Fleisch der Schafe von den großen Farmen wurde zur Ersatznahrung für die Indianer, was natürlich den Hass und die Mordgier der Weißen steigerte.

Lucas Bridges wandte sich gegen seine eigenen englischen Landsleute. Er war eigentlich zunächst auf die Falklandinseln als anglikanischer Reverent gekommen, siedelte dann aber am Beaglekanal, erwarb sehr viel Land und wurde selber Schafzüchter. Aber er war auch Ethnologe, mehr noch, Freund der Indianer, lernte ihre Sprache. Bruce Chatwin beschreibt in seinem „In Patagonien“ den Weg, wie die Indianer ihre Sprache und deren Wörter formten. Die Urausgabe von Bridges Feuerland-Wörterbuch wird heute im Britischen Nationalmuseum aufbewahrt. Ich hatte als 15jähriger in der Mittelschule eine Jahresarbeit über die Indianer Nordamerikas geschrieben, eine gute und gelobte Arbeit. Daran erinnerte ich mich, als ich Bridges las.

AM ATLANTIKUFER VON FEUERLAND, EIN WRACK AUS HAMBURG, EINE HINTERLASSENSCHAFT DER FEUERLANDINDIANER UND EIN VERZICHT

Zurück in Ushuaja, als ich gerade ins Restaurant gehen wollte, wen sehe ich da auf seinem Fahrrad, Christoph. Welche Fügung, ihn ein drittes Mal zu treffen.

Er sichtlich erschöpft. Wir freuen uns beide.

Erzähl, wie war deine Reise, wo warst Du und komm gleich mit zu Essen. Und immer weiter, erzähl, woher heute und was willst Du hier machen und sofort, kommst Du mit an die Atlantikküste, vielleicht können wir zusammen an die Südküste wandern, am Kap zum Beaglekanal, wo viele Wracks aus der Segelschiffzeit liegen. Und sieh dir die Bridgesfarm an, hier das Buch, das allerwichtigste über Feuerland. Jetzt, hier auf Feuerland, geht es erst so richtig los auf unseren Reisen. Christoph ist schnell zu begeistern. Ja, toll, hört sich alles gut an und ich hab' noch genug Zeit. Er kommt mit in meine Pension. Jetzt in der Weihnachtszeit eigentlich alles voll, keine Zimmer mehr. Doch es geht doch, eine Liege wird in mein Zimmer dazu gestellt. Wir können weiterreden und planen. Und Christoph erzählt. Ja, die Feuerlandindianer würden ihn jetzt sehr interessieren. Er hätte unterwegs ein Buch gelesen über einen Feuerlandindianer, den die Engländer auf ihr Schiff eingeladen hätten, ihn dann mitgenommen und nach England verschleppt hätten.

Das mit dem verschleppten, jungen Indianer sei so um 1850 passiert und der Kapitän des Schiffes sei ein gewisser Robert Fitz Roy gewesen, ein besonders bigotter Anglikaner, der dem Verschleppten nicht nur das Indianersein austreiben, sondern ihn vor allem Christianisieren wollte, so erzählt Christoph aus dem Buch. Dabei nannte die englische Crew den Verschleppten Jemmy Button, weil sie dem Indianerstamm einen Knopf als „Bezahlung“ für ihn gegeben hatten. Fitzroy kümmerte sich dann in England

sehr darum Jemmy zu zivilisieren, ihn zum Engländer zu machen, mit einem bestimmten Hintergedanken, ihn als Englands Botschafter und Interessenvertreter gegenüber den Wilden auf weiteren Eroberungs- und Erkundungsreisen mit nach Feuerland zu nehmen. Aber das Ganze ging schief.

Christoph riet mir, ich solle das Buch sofort kaufen. Vielleicht gebe es eine deutsche Übersetzung.¹⁹

Natürlich erzählte Christoph dann doch die wahre Geschichte von Jemmy Button zu Ende. Fitz Roy war dann doch mit Jemmy Button wieder nach Feuerland gesegelt — ein Jahr dauerte damals eine Segelschiffreise — aber mit welchem Resultat? Button wandelte sich zurück in einen „Wilden“ traf seine Familie wieder und nahm an einem Überfall auf ein englisches Missionschiff teil. Das Buch über Jemmy Button, habe ich einen Monat später, nachdem ich wieder zuhause, war gelesen. Es wurde für mich dann so wichtig, wie das Buch über Phoolan Devi, „Die Rebellin“, das ich am Ende meiner Indienreise gelesen hatte. Beide wussten natürlich nichts voneinander, Jemmy Button und Phoolan Devi, gehören aber irgendwie zusammen, zumindest waren es Engländer, die in Indien und maßgeblich auch in Feuerland waren.

Dann noch drei Tage in Ushaia, dann ging es los. Christoph per Rad, deponiert an der Küste in einem Hotel und ich per Anhalter.

Am nächsten Tag begannen wir unsere Wanderung. Das Erste, was wir sahen, war ein Wrack. Wir sahen es zuerst bei Ebbe. Es lag auf der Seite, wie ein verendeter Wal. Wir liefen im Sand und auf Steinen um das Wrack herum. Auf der landabgekehrten Seite hatte es ein großes Loch im Rumpf, vielleicht von einer Sprengung. Auf dem Rumpf war mit leicht verblassten großen Buchstaben zu lesen: HAMBURG - CHICAGO - LINIE und der Name war auch noch zu lesen, DESDEMONA.

Später, wieder zurück in Hamburg, sollte ich erfahren, die Desdemona, war 1951 auf der Howaldts Werft in Hamburg gebaut und später nach Argentinien verkauft worden und hatte hier ihr Ende gefunden.

Um es vorweg zu nehmen, die Wanderung zum Kap der gestrandeten Segelschiffe gaben wir auf. Zu weit war der Weg und zu unsicher.

Aber dann machten wir eine andere Entdeckung, die uns noch mehr beschäftigte als die anvisierten Wracks.

Vielleicht 100 Meter vom Strand entfernt erblickten wir, wie eine Erscheinung, die wie eine Gedenkstätte oder Mahnmal und wie ein Kommentar zur Geschichte von Jemmy Button aussah: ein großes Indianerwigwam, leer, bestehend aus graugebleichten Stangen oder auch Baumästen Sofort kamen die Gedanken: Wie lange steht es hier? Wann war es zuletzt bewohnt, wer waren diese letzten Indianer? Warum ist hier nichts zu finden, was aufklärt über die Indianer, die hier lebten?

¹⁹ Nick Hazlewood: Der Mann, der für einen Knopf verkauft wurde, Bergisch Gladbach, 1995



*Der Wigwam der Feuerlandindianer – an
der Atlantik-Küste Feuerlands*

Keine Hinweistafel, keine Schrift, die aufklärt, nichts über die letzten Indianer, die hier lebten. Warum steht nichts über diese Art Gedenkstätte mit dem Wigwam im Reiseführer? Wir sollten zurückfahren nach Ushuaia. Vielleicht wäre da jemand in der Provinzregierung, der die Indianergedenkstätte kennzeichnen und mit entsprechender Information und Bedeutung versehen würde. Wir fanden hier noch mehr, was auf die Lebensweise die Indianer hinwies. Es war ein Hügel, unweit des Wigwams, etwa drei Meter hoch und an sonstigen Ausmaßen etwa zwanzig mal fünf Meter. Wir gruben ihn an einer Stelle auf. Was wir fanden, waren Muschelschalen, von den Muscheln, die wir selbst im Meer bei Ebbe gefunden und gekocht gegessen hatten. Von den Muscheln hatten sich die Indianer an ihrem Ende ernährt, nachdem die Guanacos und ihr Fleisch durch die Jagd verschwunden waren.

Wir blieben einige Tage an dem magischen Ort, dann trafen wir Alfonso wieder, bei dem wir vor einigen Tagen Pferde für unsere Tour zum Kap der gestrandeten Schiffe ausprobiert hatten. Alfonso betrieb hier eine Art Farm und Herberge für Touristen. Er brauchte Hilfskräfte für seine Farm und Christoph entschied sich, bei ihm zu bleiben und einen Job anzunehmen.

Wir verabschiedeten uns herzlich, und ich machte mich auf den Weg nach Punta Arenas, einer chilenischen Kleinstadt, jenseits der Magellan Straße, die Feuerland und Patagonien trennte. Hier gab es auch einen kleinen Hafen, der nur aus einem Pier bestand und in der Mitte der Stadt stand die große und prunkvolle Villa der Familie Mendez-Braun, dem größtem Schafzüchter in der Gegend. Seine Villa, jetzt Museum, war Stück für Stück aus Europa per Schiff nach Patagonien gebracht worden. Der Farmverwalter der Liegenschaft von

Mendez-Braun, ein gewisser Red Neck, war zu seiner Zeit berüchtigt, weil er neben seinem Farmjob ein Mordkommando betrieb, das viele Feuerlandindianer auf dem Gewissen hatte.

Ich begab mich in den Norden Punta Arenas. Von hier aus hatte man einen guten Überblick über die baumlose Stadt. Übrigens einer Stadt in der, jedenfalls nach Bruce Chatwin, Salvador Allende Abgeordneter der sozialistischen Partei Chiles gewesen ist. In der Ferne von meiner Anhöhe aus, konnte man auch den Hafen sehen mit dem Pier, an dem einige Schiffe lagen. Vielleicht lag da auch das Schiff, auf das ich am nächsten Tag gehen würde, um zu einer Schifffahrt in die Antarktis zu kommen.

MEINE REISE IN DIE ANTARKTIS

Ich verdanke es dem Zufall, als ich in Punta Arenas den Friedhof besuchte und eine israelische Touristin traf, die mich im Weggehen — wir hatten uns schon einmal auf meiner Reise in Argentinien getroffen — darauf aufmerksam machte, dass im Hafen ein Schiff liegen würde, das in den nächsten Tagen in die Antarktis ablegen würde und Touristen mitnähme.

Das Folgende fand in den nächsten Tagen in großer Eile und in Hektik statt, getrieben vom Wunsch, fast der Begierde, in die Antarktis zu kommen.

Also schnell in den Hafen, zum Pier, das gemeinte Schiff gefunden, ein Hochseeschlepper und angefragt.

Ich solle am nächsten Tag wiederkommen, wurde mir beschieden,

Und?? Diesmal das endgültige Aus! Ein Schiffsoffizier verkündete, dass leider kein Platz mehr frei sei. Vielleicht noch ein anderes Schiff, wagte ich zu denken. Aber sagte nichts. Vorbei, aus und vergessen!

Niedergeschlagen und entsetzt gings zu meiner Pension und besser gleich in eine Bar nebenan. Ich aß und trank zwei Flaschen Wein und etliche Biere. Ich war einfach enttäuscht und niedergeschlagen, bis sich die Frau vom Tresen sich zu mir setzte und behauptete mich zu kennen. Ich sei doch der Kapitän eines großen Schiffes. Nein,nein, sei ich nicht, eher der Kapitän einer großen Enttäuschung und Niederlage. Vielleicht war das Gerede der Frau vom Tresen auch nur Teil einer Anmache. Ich vermute es, aber nichts konnte die Verheißung einer Fahrt in die Antarktis wettmachen.

Oder das Schicksal spielte nur mit mir und hielt mich hin, um mir dann später seine Gunst zu beweisen. Aber eigentlich bin und war ich nicht ein Typ, so etwas zu glauben.

Ich unternahm am nächsten Tag eine Busfahrt aus Punta Arenas hinaus zu einer jetzt musealen Festung namens Fort Bulnes. Beim Hinausfahren aus der Stadt, passierten wir einen Marinestützpunkt an dem auch zwei abgewrackte Schiffe aus der Zeit der Segelschiffahrt lagen. Da würde ich auf der Rückfahrt aussteigen. Ich ging dann dorthin und erzählte dem Wachhabenden an der Pforte von meinem Missgeschick in die Antarktis zu kommen.

Doch dieser Mann gab mir den Tipp, es doch weiter zu versuchen, denn da gäbe es noch ein Schiff mit Namen Piloto Pardo, das morgen käme und nächste Woche in die Antarktis abgehen würde. Das sei sogar das größte Schiff der chilenischen Antarktisflotte.

Was? Wie? nochmal versuchen und überhaupt mit dem chilenischen Militär, sollte ich das überhaupt anstreben? Aber dann doch wieder, in die Antarktis, wie kommt man denn sonst dahin?

Am nächsten Tag lag die Piloto Pardo am Pier. Ich ging hin, wurde an Deck gelassen und ein Offizier empfing mich, der in eine Liste blickte und dann sagte: Ja, sie haben Glück, wir haben noch einen freien Platz, sie können mitfahren.

Ich habe vergessen, wie ich mich in diesem Moment fühlte. Irgendwie nahm ich mein Glück stoisch hin, als ob das Schicksal doch sowieso auf meiner Seite stehen würde, es hätte eben nur mit mir gespielt. Und die chilenische Marine? Naja, da wären ja wohl noch andere an Bord und ich würde mich behaupten können. Auf die Idee, ich hätte das ja schon mal erlebt in der kritischen Zeit, im Referendariat, 1973 als der Rechtsputsch gegen Allende in Chile passierte, kam ich nicht sofort.

Der Offizier sagte dann noch zu mir, die Fahrt würde aber vier bis fünf Wochen dauern, ob ich so viel Zeit hätte, man würde weit in den Südwesten der Antarktis vordringen und unterwegs mehrere chilenische Antarktisstationen aufsuchen, vielleicht sogar Deception Island besuchen und dann bitte mein Pass, einige Auskünfte über meinen Gesundheitszustand, meine Finanzen. Der Mann vom Schiff war soweit zufrieden, ich solle mir warme Kleidung und feste Schuhe besorgen und der Preis sei 1000 Dollar, 500 Dollar billiger als der ursprüngliche Preis, weil ich in der Mannschaftsunterkunft untergebracht werden würde.

Ich dachte natürlich auch an Christoph. Das hätte anders sein können, wir hätten jetzt noch zusammen sein können, und diese Schiffsreise gemeinsam machen und uns behaupten können. Ich wäre nicht allein gewesen.

Auf dem Schiff bekam ich dann noch die Abfahrtszeit genannt, kam pünktlich an Bord und lernte gleich die anderen Passagiere kennen: eine Rucksacktouristin aus Israel, ein Paar aus Honkong, ein Junger Mann namens Jan aus Kanada, ein Verwandter des 1. Offiziers und ein älterer Mann, Professor aus Santiago, Spezialist für Meeressäuger und auch noch ein jüngerer Geologe. Außerdem ein US-Amerikaner, Major in Uniform namens Kirk. Als die PILOTO PARDO ablegte, spielte eine Militärkapelle und eine ganze Reihe Marinemilitärs höheren Grades stand aufgereiht am Pier. Alles wies auf etwas Bedeutsames hin. Aber auf meiner Seite erschien ein sehr großer grauschwarzer Vogel, ein Russalbatros, wie ein Gesandter aus der Antarktis, der uns vielleicht auf unserer Reise durch die südliche Inselwelt Feuerlands, nach zwei Tagen Fahrt in einem Abstand von 25 Meilen vorbei an Kap Horn, begleiten würde.

Gleich am zweiten Tag der Reise hatte die Führung des Schiffes alle Gäste und Passagiere in die Offiziersmesse eingeladen. Der Kommandant stellte alle höheren und

Ehrengäste, die Offiziersriege, den Kommodore, den zweiten Mann an Bord und sich selber vor. Die Ehrengäste waren sehr wichtig, nämlich der spanische Botschafter nebst Gattin und ein Admiral der Marine und Kirk, den US-Militär nebst einem Geistlichen, ein Pater namens Josef.

All diese Personen wiesen auf etwas sehr Besonderes der Reise hin: welches Ziel und welchen Sinn sie haben sollte, blieb unerwähnt. Wir die einfachen Passagiere sollten uns selber vorstellen. Ich hatte auf Spanisch eine kleine Ansprache vorbereitet: Name, Woher, Beruf, längere Reise durch Südamerika und Interessen: Ökologie, Ethnologie, Geografie und gespannt auf das Ziel der Reise. Politik ließ ich aus.

Dann zu Tisch. Das Glas Sekt und Häppchen. Der Kommandant zweiter Mann an Bord nach dem Kommodore, saß mir gegenüber ein etwa 50jähriger nicht sehr sympathischer Mann.

Ich weiß nicht mehr, wer den Streit eröffnete, jedenfalls fiel der Name Allende, offensichtlich ein Sakrileg an Bord. Ein Kommunist, sagte dieser Mann zu mir, nein, sagte ich, ein Sozialist und das sei ein Unterschied und der streitbare Kommandant, der es wohl drauf abgesehen hatte, Gründlicheres zu verkünden, sagte, Allende hätte Bürgerkrieg bedeutet. Darauf ich, Nein, Allende sei übrigens frei gewählt worden und Wahlkandidat von Punta Arenas gewesen und Revolution? Nein, er hätte soziale Reformen gewollt, die seien in Chile sehr notwendig gewesen und das sei **wieder** ein Unterschied. Das reichte dem Kommandanten und er gab eine Erklärung ab: Politische Diskussionen an Bord seien nicht erwünscht, die Marine hätte mit den Vorgängen der Vergangenheit nichts zu tun und übrigens, ich sollte mich um mein Land kümmern, die Nazis seien ja wieder im Parlament vertreten ---- Basta. Ofra, die Passagierin aus Israel, sprach mich später an. Was das mit einem Allende auf sich habe, der Kommandant sei ja richtig wütend auf mich gewesen. Ich klärte sie so gut es ging auf. Ich erzählte ihr die Vorkommnisse von 1973 in Chile, als der gewählte sozialistische Präsident Allende durch einen Militärputsch gestürzt wurde und ums Leben kam, was überall in der Welt große Empörung ausgelöst hätte. Ich fragte Ofra, wie es käme, dass sie nichts über Chile wisse und ihre Gegenfrage war, warum ich mit dem chilenischen Militär reisen würde, wo ich doch so gut über die politische Vergangenheit aufgeklärt sei. Wie käme das denn?

Ja, ich hätte Probleme gehabt, mich für diese Reise zu entscheiden, aber dann war die Verlockung in die Antarktis zu kommen, zu groß gewesen. Ich hätte mir aber vorgenommen zu Allende und Pinochet nicht zu schweigen.

Als wir Ofra und ich so sprachen waren wir allein, aber abends waren wir in der Offiziersmesse mit den anderen Gästen zusammen und Ofra sprach plötzlich jiddisch, nur einen Satz, den ihre Großmutter oft zu ihr gesagt hätte: "Du bist ein scheenes Mädle" und sie erzählte von ihrer Reise vor zwei Jahren nach Polen, wo sie auch in Auschwitz gewesen sei um auch den Ort zu sehen, an dem Verwandte von ihr vergast wurden. Sie sei also keineswegs unpolitisch, wollte sie dabei zum Ausdruck bringen. Ich hatte inzwischen ein etwas engeres Verhältnis zu ihr und sie verriet mir, dass der Kommandant sich in sie verguckt habe, was in ihr keine Begeisterung ausgelöst hätte, sondern ihr lästig sei.

Neben dem Eingang zur Offiziersmesse hing eingerahmt ein handschriftlicher Dankesbrief von dem englischen Polarforscher Ernest Shackleton (1874-1922) an die chilenische Marine, die 1916 die Crew seines Expeditionsschiffes, das im Eis gekentert

war, gerettet hatte. Der Kapitän des Rettungsschiffes war ein gewisser Luis Pardo. Unser Antarktisschiff trug daher den Namen Piloto Pardo (Kapitän Pardo) ²⁰

Auf Unterhaltungen mit den Offizieren unseres Schiffes und den übrigen Gästen wurde auch angesprochen, wem eigentlich die Antarktis gehöre, bzw. wer Besitzansprüche auf Teile des gesamten Gebiets erheben könne.

In der Offiziersmesse hing eine Karte, die darüber Auskunft gab. Das Seegebiet, in dem wir unterwegs waren, die Antarktische Halbinsel und das östliche Seegebiet mit einigen Inseln davor, zeigte auf der Karte das Anspruchsgebiet von Chile, aber kurioser Weise auch die Anspruchsgebiete von Argentinien und England. Ja, so betonten unsere Schiffsoffiziere zurzeit sei die Antarktis nach dem internationalen Antarktisvertrag noch international, aber das könne sich ja ändern. Außerdem seien alle militärischen Aktivitäten hier verboten, ebenso wirtschaftliche, wie Bergbau und auch Krillfischen in großem Maßstab, was Japan vorhätte.

Diese Gespräche von Seiten der zwei Schiffsoffiziere, die oft mit uns Gästen zusammensaßen, waren aber irgendwie peinlich und verlogen. Es wurde auch inzwischen bekannt, dass die Piloto Pardo im Regierungsauftrag sehr weit nach Südosten fahren sollte, bis zu einer Insel namens Peter der Große, um dort eine unbewohnte Wetterstation zu errichten. Außerdem gab es militärische Ausrüstung an Bord, neben den zahlreichen Marinesoldaten auch die Kanone auf dem Vorderdeck, die allerdings von einer Plane verdeckt wurde.

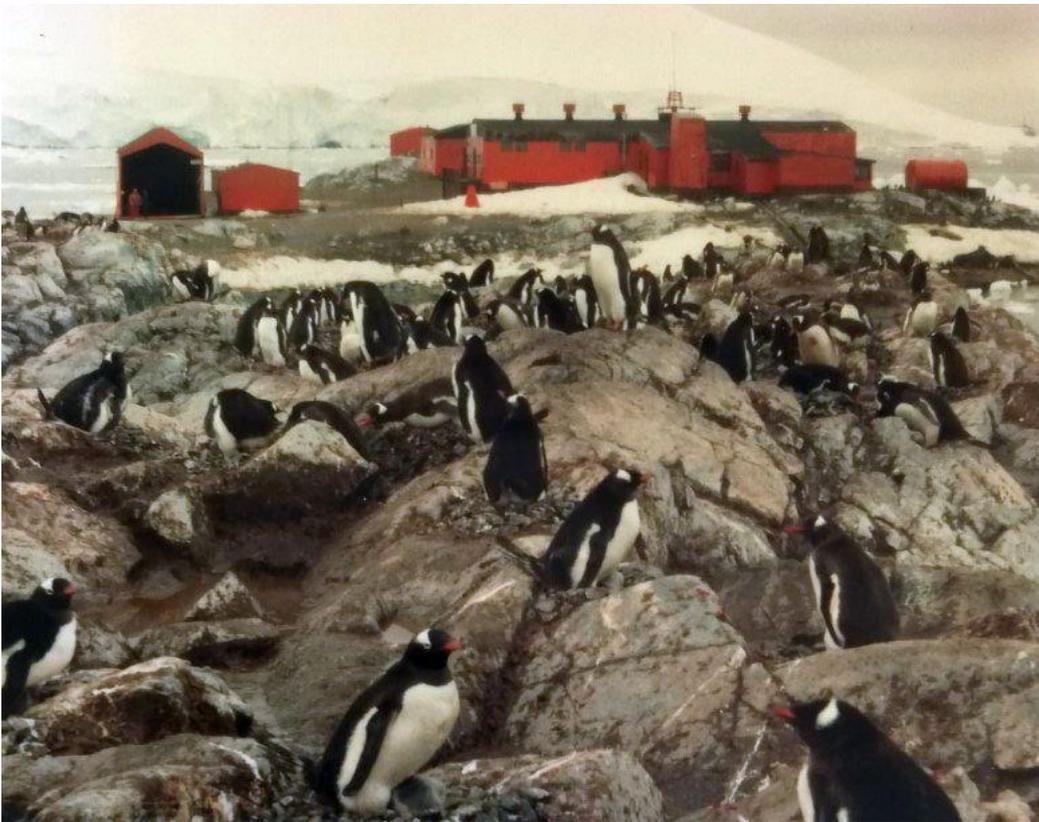
Nun, sei es drum, ich war ein nicht ganz unauffälliger Schiffsgast und nicht unkritisch und einigermaßen aufgeklärt auf Antarktisfahrt.

Meine Hauptbeschäftigung war natürlich das Erleben, das Sehen und Aufnehmen, die Ausblicke auf die „Landschaft“ der Antarktis, soweit man von Landschaft sprechen kann, denn es fehlte die Farbe des Lebens, das Grün.

Je nach Bewölkung bei Sonne, war das Meer und der Himmel strahlend blau, die 1000 und mehr Meter hohen Eiswände weißer als weiß, ebenso wie die kollossalen und vieltürmigen Eisberge um uns herum. Die Antarktis ist ja mit bis zu 5000 Meter hohem Eis bedeckt. Bei bedecktem Himmel dagegen war alles grau in grau, der bedeckte Himmel fast schwarz: eine bedrohliche Atmosphäre.

Es gab über der Kommandobrücke eine Aussichtskuppel, die man auf einer eisernen Leiter erreichen konnte. Dort hielt ich mich oft auf, zusammen mit dem alten Herrn Professor für Meeressäuger. Er machte eine Bestandsaufnahme aller Meeressäuger, die wir sahen. An Land und auf Eisbergen gab es ungeheure Massen von Pinguinen, hier war es die Art der Aduelepinguine, etwa ein Meter große Tiere. Sie waren auch auf jedem Flecken eisfreien Landes, sogar um die Gebäude der Häuser der Stationen herum. Sie lassen sich einfach nicht stören, sie ignorieren die Menschen. Sie sitzen auf ihren Nestern. Ich stellte mich dicht daneben. Sah, wie sie sich gegenseitig die Steine für ihre Nester stahlen. Nicht anfassen, nicht Streicheln, wurde uns gesagt. Die Pinguine könnten das als Angriff auffassen.

²⁰ Reinhold Messner: Wild, S.Fischer Verlag



Schlimme Wunden würde es geben.

Von der Aussichtskuppel sahen wir diverse Wale, und ganz nah auf einer Eisscholle liegend, einen Seeleoparden, diese bis fünf Meter langen Raubrobber, die bis zu fünf Pinguine am Tag verschlingen. Jetzt sollte eine Schule von Killerwalen die Robbe doch bitte angreifen, indem sie seine Eisscholle zerstören.

DECEPTION ISLAND

Dass diese sensationelle Insel auf dem Programm stand, war eine Überraschung, für die Schiffsführung jedoch ein Punkt ihrer Kontrollfahrt.

„Deception Island (Insel der Täuschung und der Enttäuschung) ist eine der südlichen Shettlandinseln einer subantarktischen Inselgruppe. Die Insel ist der Gipfelbereich eines vom Meeresgrund etwa 1500 Meter hoch aufragenden aktiven Vulkans. Die Caldera bildet einen natürlichen Hafen. Vormalig befand sich in der Bucht eine große Walfangstation, die noch bis in vierziger Jahre des zwanzigsten Jahrhunderts besetzt war. Die Insel besteht aus dem Rand einer vom Meer gefluteten Calderas und hat einen Durchmesser von 13 bis 14 Kilometern. Durch eine im Südosten der Insel weniger als 400 Meter breite Meereseenge können Schiffe in den Kratersee gelangen. Durch die vulkanische Aktivität in der Insel liegt die Wassertemperatur bei 10 Grad.“ (Wikipedia)

Als wir auf Deception Island zufuhren und durch Neptuns Blasebalg (so wurde die Einfahrt in die geflutete Caldera genannt), wussten wir nicht, welches Wunder uns erwartete. Es war keine Enttäuschung! Das Ganze wirkte wie ein See im Meer. Geografisch völlig einmalig. Wir standen alle an Deck und sahen die jetzt die zertrümmerten Reste der Walfangstation: verrostete Fässer und verbogene

Rohrleitungen, zerstörte Häuser und eingedrückte, große Tran Fässer. Der felsige Kranz der Caldera war nur etwa 400 Meter hoch und an einigen Stellen gab es Strand, der in den Vulkansee reichte.

DIE INSEL: PETER DER GROSSE

Es dauerte noch eine Woche zum Teil sehr langsamer Fahrt durch Packeis, bis wir die Insel erreichten. Ich hielt mich die meiste Zeit über auf der Kommandobrücke auf und beobachtete, wie das Schiff die Eismanöver fuhr.

Es fuhr vor und dann wieder ein Stück zurück und im Schiff wurde in Tanks Wasser von hinten nach vorne gepumpt, um dem Schiff, das sich aufs Eis geschoben hatte, mehr Gewicht im Bug zu geben, um das Eis zu brechen. Wir kamen langsam dem Ziel entgegen. Ich sprach einmal mit dem Kommandanten, der an der Seite der Kommandobrücke in seinem Chefsessel saß. Er zeigte sich besorgt. Aber ja, es muss gelingen. Umkehr war ausgeschlossen. Warum, war mir noch nicht klar. Abends, beim gemeinsamen Gespräch spottete ich, unser wahrscheinliches Ziel, die Insel Peter der Große würde bald Greenpeace-Insel genannt und keinem gehören.

Doch das Endziel und der gewaltige Aufwand dieser „Expedition“ war das Gegenteil, nämlich die Insel für Chile zu besetzen, ganz im Widerspruch zum Antarktisvertrag. Als wir endlich ankamen, sahen wir nichts als einen zum Teil nackten Felsenberg, halb schneebedeckt und kaum zugänglich.

Aber an Deck neben einem der zwei Hubschrauber lag schon die große Tafel mit der Aufschrift: REPUBLICA CHILE. Und so geschah es am nächsten Tag. Pater Josef segnete Hubschrauber und die Chile-Tafel. Dann flog die Tafel samt den Monteuren zur Insel rüber, und das Werk war vollbracht. Der Wille Pinochets und der Amerikaner war erfüllt, und das war vielleicht der Sinn der Anwesenheit von Kirk, dem Amerikaner. Die Feier am Abend mied ich und begab mich bald in die Koje.

Nun aber schnell zurück nach Punta Arenas. Das Eis wurde unpassierbarer. Zurück nahm unser Schiff einen anderen Weg. Nachdem wir die Drakepassage bei ruhigem Wetter durchquert hatten, nahmen wir nicht den Weg durch das Inselgewirr Südfeuerlands sondern den Weg an der Anlantikküste Feuerlands durch den Beaglekanal, vorbei an der Bucht der Habertonfarm und vorbei an der Insel, auf der Jemmy Button der Feuerlandindianer, der für einen Knopf seinem Stamm abgekauft worden war, angeblich an der Ermordung englischer Missionare teilgenommen hatte. Die „Feuerlandindianer Gedenkstätte“ und das Wrack der Desdemona waren nicht zu sehen, zu weit entfernt und Christoph war schon, wer weiß wo?

In Punta Arenas ging ich in dasselbe Hotel und traf dann noch einmal Ofra im besten Hotel der Stadt. Im Speisesaal hing eine Tafel mit einer handgeschriebenen Danksagung von Bruce Chatwin, dem englischen Autor von „In Patagonien“. Ich hatte das Buch gerade bei mir und übersetzte Ofra Chatwins Begegnung mit dem letzten Indianer Feuerlands, einem sehr alten kranken Mann, der selbst wohl nicht gewußt hat, der Letzte

zu sein. Die anderen seien an ansteckenden Krankheiten gestorben oder schlicht in großen Mordaktionen der weißen Schafzüchter getötet worden. Ofra zeigte sich betrübt, aber dann die Überraschung, sie wolle weiterreisen nach Rio de Janeiro und ob ich nicht mitkommen wolle.

Leider nicht, müsse leider zurück nach Hamburg, dann Lebwohl.

Aber etwas blieb noch: Ein schneller Trip in den Norden Argentiniens, zu den Wasserfällen von Iguazu, ein Paradies voller Farben und voller stürzenden Wassers und voller Grün, das in der Antarktis so sehr fehlt und das Leben ausmacht.

WIEDER ARBEIT ALS LEHRER

Diesmal und für den Rest meiner Lehrerarbeitszeit von 1994 bis zum Sommer 2000 arbeitete ich an der Berufsfachschule für Sozialpädagogik, FSP 1, in Hamburg-Barmbek. Ich unterrichtete Soziologie, Politik, Medienerziehung und Wahlpflichtunterricht. Im letzten Fach konnte der Lehrer: das Thema, die Methode, den Ort des „Unterrichts“, etc. selbst wählen, natürlich unter Mitsprache der Schüler:innen. Nur das „Fach“, die Sache, bestimmte ich selbst. Es war Theater und zwar ganz bestimmtes, nämlich Straßentheater. Dazu später mehr.

Außerdem wurde ich zu den einzelnen Unterrichtsfächern noch Klassenlehrer in einer Unterrichtsgruppe, die zumeist aus Schülerinnen bestand. Männliche Erzieherauszubildende waren auch an unserer Fachschule in der Minderheit, in einigen Klassen fehlten sie ganz.

Ich habe das von Anfang an in meiner neuen Schule problematisiert. Aber es fehlte einfach die soziologische Bildung bei meinen Kollegen:innen, was diese Problematik betraf.

In dänischen Ausbildungsschulen war das ganz anders, hier waren Kita-Erzieher:Innen gleichermaßen weiblichen wie männliche Geschlechts.

Außerdem hat die dänische Ausbildung Hochschulniveau und der Beruf entsprechend ein höheres soziales Ansehen.

Mein spezielles Hauptfach war natürlich Soziologie, zugeschnitten für die Belange und Bedürfnisse meiner Erzieher:innenschüler. Das waren Bereiche, wie Familie, Sozialisation, Aufwachsen als Jugendliche in Peer-groups, Verhalten und Identität als Mädchen im Gegensatz zu Jungen, Aufhebung der traditionellen Rollen, eine Art Gegenerziehung zum gesellschaftlich Gewohnten.²¹

Gerade letzteres Thema brachte mir bei weiblichen Schülerinnen große Anerkennung ein. Ein Thema, das wahrscheinlich in der Praxis der Kinderläden viel höher geschätzt und entsprechend beachtet wurde.

In Medienkunde konzentrierte ich mich auf das Medium Film und auf das Kino. Ich analysierte zusammen mit den Schülern:innen Filme und brachte ihnen die Grundlage der Filmsprache bei.

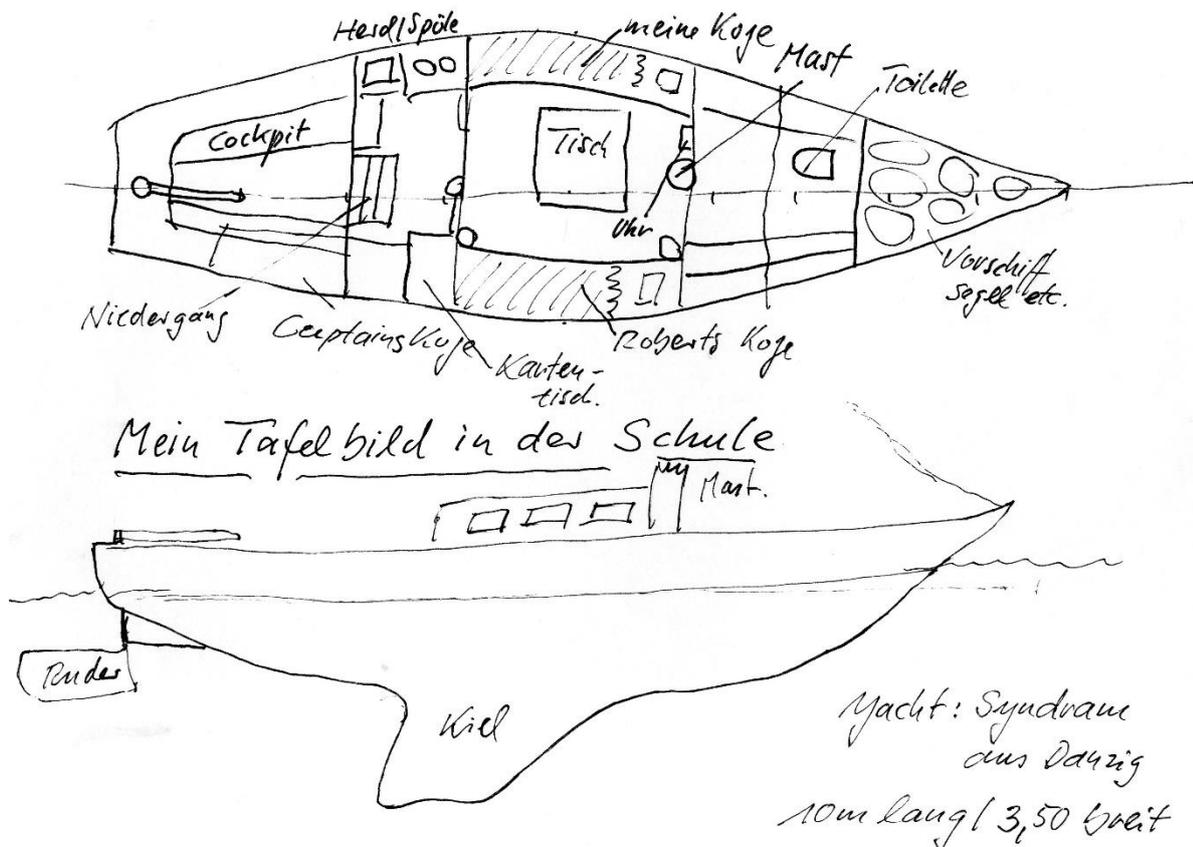
Ich besuchte mit meiner Klasse alle Programmkinos in Hamburg und wir sprachen mit den Betreibern der Kinos über ihre Programmgestaltung.

Ich zeigte einen Spielfilm von Rolf Schübel, „Ein Lied von Liebe und Tod — Gloomy Sunday“ von 1999. Danach lud ich Schübel, der auch in Hamburg lebte, in meinen Unterricht ein. „Und das ist der Regisseur des Films von der letzten Woche, Herr Schübel. Ich kenne ihn noch aus der Uni.“ So stellte ich Rolf Schübel vor. Die Schüler staunten und waren verlegen. Was, ein echter Regisseur, wie sollen wir uns da

²¹ Frank und Permien: Freche Jungs und ruhige Mädchen

verhalten? Einfach mal hören, was der uns sagt. Er erzählte vom Set während des Drehs. Dort habe es eine sehr gespannte Atmosphäre gegeben wegen eines alten Streits zwischen den beiden Hauptdarstellern Rolf und Ben Becker, Vater und Sohn. Aber er, der Regisseur, hätte den Streit schlichten können.

Ich nutzte meinen Unterricht immer wieder, um zu erzählen, beispielsweise von meinen Reisen, von der Überquerung des Atlantiks im Segelboot. Ich illustrierte das durch Zeichnungen an der Tafel. Ich zeigte ihnen das Segelboot in Draufsicht und Querschnitt. Hier ist meine Koje, hier wurde gegessen und hier saß ich an der Pinne und steuerte das Boot und hier schließlich stand der Kompaß, um den Kurs des Bootes zu kontrollieren. Ja, das war im Frühwinter 1984 und die Fahrt hat 33 Tage gedauert. Nicht nochmal, und gefährlich dazu.



Mein Tafelbild in der Schule

Die Schüler:innen mochten mein Erzählen und waren voller Fragen. Neben Soziologie legte ich mein Hauptgewicht auf meinen Unterricht im Wahlpflichtfach. Die Schüler:innen mussten an diesem Fach in ihren letzten beiden Semestern teilnehmen, hatten aber die Wahl des Unterrichtsthemas, aber der jeweilige Unterrichtende schlug das Thema vor. Die Klassenzugehörigkeit war aufgehoben, sie fanden sich zu Gruppen zusammen.

Ich hatte für meine Gruppe großen Zuspruch, denn es war Theater und zwar Strassentheater, in einer besonderen Form als „unsichtbares Theater“.²²

²² Augusto Boal: Theater der Unterdrückten, Suhrkamp, 1989

Ich hatte zuvor bei Augusto Boal, dem brasilianischen international bekannten Theatermacher, einen anregenden Workshop mitgemacht. Wir probten und spielten jedes Halbjahr unser Stück in der Hamburger Innenstadt in der Spitaler Straße. Unsichtbares Theater ist eine spezielle Form von Straßentheater, bei dem die Zuschauer glauben sollen, einem tatsächlichen und unverfälschten Ereignis auf der Straße zuzusehen und mitzuerleben. Kein Theater und auch kein „ist ja bloß Theater“. Das Ereignis oder das Thema der Aufführung sollten erkennbar politischen oder/und sozialen Hintergrund haben. Das „Stück“ sollte voller Provokation und Aufreger sein, immer in der Gefahr, dass Unvorhergesehenes dazwischenkam und wir gar abbrechen mussten.²³

Übrigens ist Straßentheater, wie so Vieles andere, vor allem kulturelles und soziales Erbe der 68er Zeit. In der Erzieherfachschule fand ich als Krönung meiner drei Schulen meine bescheidene berufliche Erfüllung, aber nicht die Erfüllung einer Karrierevorstellung. Ich hätte vielleicht etwas entsprechend fachlich Soziologisches veröffentlichen können und vielleicht an die Fachhochschule überwechseln können. Aber wozu?

Der Übergang in den „Unruhestand“ war nahe und es würde dann viel Zeit geben für Neues und auch für neue Reisen.

NACH – WORTE

Wenn man, so wie ich, sich an biografischen Notizen versucht, kommt man nicht umhin, in anderen Biografien zu lesen. Das waren einige.

Aber nur zwei Biografien davon gerade eine Biografie, die eher ein philosophisches Werk ist, haben mich besonders beeindruckt.

Es war das Buch von Marcel Reich-Ranicki, „Mein Leben“. Das zweite ein Buch von Henning Mankell, „Treibsand, Was es heißt, ein Mensch zu sein“.²⁴

Ich fragte einige, was sie an Reich-Ranickis Buch besonders interessiert hätte, es kamen auch einige Antworten, aber nie die, auf die ich gewartet hatte.

Und das war Reich-Ranickis Begegnung mit Ulrike Meinhof und der sehr großen Bedeutung, die er dieser Begegnung gegeben hatte.

Ich zitiere aus seinem Buch eine etwas längere Passage:

Vorweg: Reich-Ranicki musste in einem Prozess gegen den ehemaligen SS-Obergruppenführer Karl Wolff (Stellvertreter von Himmler) über das Ghetto in Warschau, der brutale Zwangsaufenthalt bis zur Tötung in Gaskammern für die Juden, aussagen, weil Karl Wolff im Prozess bemerkt hatte, nichts von Unmenschlichkeiten im Ghetto bemerkt zu haben.

Reich-Ranicki wusste es besser, schließlich war er im Ghetto Mitglied im sog. Judenrat, wenn auch nur als Übersetzer von deutschen Befehlen ins Polnische für die Zwangsbewohner des Ghettos.

²³ [Hier auf DvD das Stück, „Ronny's Weihnachtsservice“](#)

²⁴ Marcel Reich-Ranicki, Mein Leben, Stuttgart 1999
und Henning Mankell, Treibsand, Was es heißt ein Mensch zu sein, Wien 2015

Ich zitiere: "Berichte über meine Zeugenaussage waren in verschiedenen Zeitungen. Das hatte zur Folge, dass ich von einer Mitarbeiterin des Norddeutschen Rundfunks um ein Interview über das Ghetto gebeten wurde. Wir trafen uns."ein Reiz „sei von ihrem offenkundigen Ernst, der mit ihrer Jugendlichkeit kontrastierte, gekommen. Sie wollte ein Dreißig-Minuten-Gespräch aufnehmen. Ihre Fragen waren exakt und intelligent, sie kreisten um ein zentrales Problem: Wie konnte das geschehen? Kein einziges Mal haben wir die Aufnahme unterbrochen. Als das Gespräch beendet war, sah ich zu meiner Verblüffung, dass wir beinahe fünfzig Minuten geredet hatten. Wozu brauchen Sie so viel? Sie antwortete etwas verlegen: Sie habe aus privatem Interesse gefragt““Ich schaute sie an und sah, dass sie Tränen in den Augen hatte.““ Als ich später hörte, dass Ulrike Meinhof 1968 in die Illegalität gegangen war und zusammen mit Andreas Baader eine terroristische Gruppe gegründet hatte, als sie plötzlich gesucht und schließlich gefasst worden war und als sie 1976 im Gefängnis Selbstmord verübt hatte, da musste ich immer wieder an das Gespräch mit Ulrike Meinhof denken“ und jetzt ganz wichtig und entscheidend in Reich-Ranickis Memoiren: "Warum hatte sich Ulrike Meinhof, deren Zukunft ich nicht ahnen konnte, so tief meinem Gedächtnis eingepägt? "...."KÖNNTE ES DAMIT ZU TUN HABEN, DASS SIE DIE ERSTE PERSON IN DER BUNDESREPUBLIK WAR, DIE AUFRICHTIG UND ERNSTHAFT WÜNSCHTE ÜBER MEINE ERLEBNISSE IM WARSCHAUER GHETTO INFORMIERT ZU WERDEN? UND WÄRE ES DENKBAR, DASS ES ZWISCHEN IHREM BRENNENDEN INTERESSE FÜR DIE DEUTSCHE VERGANGENHEIT UND DEN WEG, DER SIE ZUM TERROR UND ZUM VERBRECHEN GEFÜHRT HAT, EINEN ZUSAMMENHANG GIBT?"

Soweit das Zitat aus dem Buch von Reich-Ranicki.

Ja, wahrscheinlich gab es da einen Zusammenhang. Doch wie hat sie ihren Weg in den Terror begründet und wie hat sie sich Erfolg erhofft?

Etwas kann ich sehr nachvollziehen, nämlich ihr tiefstes Leiden und Mitleiden an den deutschen Verbrechen der Nazizeit, am Fehlen der Aufarbeitung, der Reue, der generellen Übernahme von Verantwortung, der Sühne, der umfassenden Veränderung der Gesellschaft. Stattdessen der Antikommunismus, das Wirtschaftswunder und die fast leugnende Vermittlung der verbrecherischen Vergangenheit in den Familien. "Opa war kein Nazi" und sowieso „Hitler war an allem schuld“.²⁵

Ulrike Meinhof hat das nicht ausgehalten, wollte ihrem Leiden durch Taten ein Ende machen. Sie wollte Menschen töten, die sie für Repräsentanten des Systems hielt, als ob diese Menschen nicht schnellstens ersetzt werden könnten.

Bahman Nirumand zitiert auf Wikipedia Ulrike Meinhofs Entscheidung für die RAF: „*sie sei entschlossen, endlich dieses verlogene bürgerliche Leben zu beenden und alle Folgen eines konsequenten Kampfes auf mich zu nehmen. Das Lavieren von Sozialdemokraten und Salonlinken diene nur dazu, das Überleben des Kapitalismus zu verlängern. Man müsse den Staat mit bewaffneten Aktionen zwingen, sein wahres Gesicht zu zeigen. Nur so könne man die Menschen wachrütteln und eine Revolution*

²⁵ „Opa war kein Nazi“ Nationalsozialismus und Holocaust im Familiengedächtnis, Frankfurt, 2002

*vorbereiten. Die Erfolgsaussicht sei dabei größer als mit linkem Journalismus, der nur ohnehin Gleichgesinnte erreiche und als demokratisches Feigenblatt diene..*²⁶

Das aber war ein **Wahn**, dem Ulrike Meinhof einen **Sinn** gegeben hatte und der schnell zu ihrer „Ausschaltung“ geführt hat, gegenüber den weit überlegenen „Ordnungskräften“ des Landes.

Und wir als Lehrer, bekannt in den jeweiligen Schulen als Linke, wurden unter das Verdikt „klammheimlicher Freude“ gestellt. Ja, wir begannen, uns mit der Vergangenheit von Hans Martin Schleier zu beschäftigen. Ich tat das mit meinen Schülern. Das Urteil überließ ich ihnen.

Doch noch zur Frage einer Revolution, von der Albrecht Müller (Nachdenkseiten) sagt und schreibt, dass sie bei uns fällig sei, aber eben verboten.²⁷

Ich kann Ulrike Meinhof in ihrer Trauer und Wut nachvollziehen. Ich habe natürlich das ganze Buch von Reich-Ranicki gelesen und war erschüttert und voller Trauer über das, was im Warschauer Ghetto passiert ist und besonders über das grausame, marodierende Verhalten junger deutscher Männer gegenüber orthodoxen Juden in den eroberten Straßen von Warschau. Reich-Ranicki beschreibt das sehr nüchtern. Das andere Buch von Henning Mankell mit dem Titel Treibsand holt das apokalyptische Problem der sogenannten Endlagerung des atomaren Mülls wieder ins Bewusstsein. Hunderttausende von Jahren soll es nur dauern, bis der Atommüll ungefährlich ist und das nach einer Nutzung von nur 60 Jahren in Deutschland. Mir und Mankell und wohl vielen anderen bleibt es unbegreiflich, das mit unserem Menschenverstand einzuordnen und zu bewältigen.

In unserem Land ist die Atomenergie vom SPD Bundeskanzler Helmut Schmidt, der öffentlich weiter hochgehrt ist, mit Gerissenheit, Frechheit, Drohungen und Verantwortungslosigkeit gegen den Widerstand einer großen Gruppe von Atomenergiegegnern in der SPD und in der Gesellschaft durchgesetzt worden.²⁸

Mankell und andere in Schweden, Hunderttausende von Atomenergiegegnern haben von Brokdorf bis Kalkar dafür gestritten, dass nicht noch viel mehr AKW's in Deutschland gebaut werden konnten.

Peter Thaesler Mai/2023 Kontakt: peterpatagon@web.de

²⁶ https://de.wikipedia.org/wiki/Ulrike_Meinhof

²⁷ Albrecht Müller, „Die Revolution ist fällig, aber sie ist verboten“, Westend, 2020

²⁸ Helmut Schmidt und die Atomkraft, Spiegel 25/1974
Henning Mankell, Treibsand, Wien, 2015